



LEICHTE SPRACHE

SAG ES EINFACH. SAG ES LAUT!

— Praxisbeispiel Salzburg Museum —

LEICHTE SPRACHE

SAG ES EINFACH.
SAG ES LAUT!

Praxisbeispiel
Salzburg Museum

Herausgegeben von
Nadja Al Masri-Gutternig & Luise Reitstätter
für das Salzburg Museum

INHALT

Seite
5

VORWORT

Martin Hochleitner

Seite
6-7

EIN AUFRUF, EIN PROJEKT UND SEIN HANDBUCH

Nadja Al Masri-Gutternig, Luise Reitstätter



LEICHTE SPRACHE KEINE LEICHTE SACHE

Ein Praxisbericht aus dem Salzburg Museum
Nadja Al Masri-Gutternig



EINE DOPPELTE DISKURSANALYSE

Was in Leichter Sprache und über leichte
Sprache im Museum (nicht) gesagt wird
Luise Reitstätter

„EYE-TRACKING“ IM MUSEUM

Erfahrungen
Christian Flandera,
Mattia Rainoldi, Mario Jooss

Seite
36-43



DEUTSCH LERNEN IM MUSEUM

Theoretisch gedacht – praktisch umgesetzt
Theresa Bogensperger,
Margareta Strasser, Denis Weger

Seite
44–55



Seite
56–69

ERZÄHL MIR SALZBURG!

Ein Ausstellungsrundgang mit
Stimmen aus dem Sprachkurs
Maria Gruber, Manuel Magenau

Seite
70–75

LEICHTE SPRACHE IM KONTEXT

11 Fragen an Christiane Maaß, von Luise Reitstätter

Seite
76–81

SPRACHLICHES UND KULTURELLES LERNEN IM KONTEXT

11 Fragen an Hannes Schweiger, von Luise Reitstätter

Seite
82–83

BIOGRAFIEN

Seite
84

IMPRESSUM

VORWORT

Ein Vorwort steht am Beginn von einem Buch.
Das Vorwort erklärt den Inhalt.
Dieses Vorwort ist in Leichter Sprache
geschrieben.
Viele Menschen sollen das Vorwort verstehen.

Dieses Buch behandelt Leichte Sprache
im Museum.
2016 haben wir eine Ausstellung gemacht.
Bei dieser Ausstellung haben wir erstmals
Leichte Sprache verwendet.
Die Ausstellung hat im Salzburg Museum
stattgefunden.
Wir haben die Texte in Leichter Sprache
geschrieben.

In diesem Buch erzählen wir vom Projekt
mit Leichter Sprache.
Wir beschreiben unsere Gedanken und Ziele.
Wir erklären die Umsetzung.
Wir haben durch das Projekt viel gelernt.
Diese Erfahrung geben wir nun weiter.

Leichte Sprache ist im Museum selten.
Dem Salzburg Museum ist Leichte Sprache
aber wichtig.
Der Universität Salzburg ist Leichte Sprache
auch wichtig.

Darum arbeiten das Museum und die
Universität zusammen.

In Zukunft werden auch andere Museen
Leichte Sprache anwenden.
Unser Buch hilft dann den Museen.

Viele Menschen haben unser Projekt unterstützt.
Die Fachhochschule Salzburg hat uns geholfen.
Der Staat Österreich hat sogar Geld gegeben.
Das Salzburg Museum dankt für diese Hilfe.

Das Salzburg Museum dankt:

- Florian Bauer
- Theresa Bogensperger
- Eva Maria Feldinger
- Christian Flandera
- Maria Gruber
- Mario Joos
- Peter Laub
- Christiane Maaß
- Manuel Magenau
- Kerstin Matausch-Mahr
- Sonja Olensky-Vorwalder
- Mattia Rainoldi
- Hannes Schweiger
- Margareta Strasser
- Denis Weger
- Karin Zizala

Besonders dankt das Salzburg Museum:

- Nadja Al Masri-Gutternig
- Luise Reitsstätter

Wir wünschen viel Freude mit dem Buch!
Martin Hochleitner,
Direktor vom Salzburg Museum

EIN AUFRUF, EIN PROJEKT UND SEIN HANDBUCH

Nadja Al Masri-Gutternig, Luise Reitstätter

Die Sektion Kunst und Kultur des Bundeskanzleramts Österreich rief 2016 auf, neue innovative und beispielgebende Projekte der inklusiven Museumsarbeit für eine Förderung einzureichen. 2016 war auch das Jahr, in dem das Salzburg Museum bei der Landesausstellung „Bischof. Kaiser. Jedermann. 200 Jahre Salzburg bei Österreich“ Ausstellungstexte in Leichter Sprache einführte.

Diese Gleichzeitigkeit brachte uns beide sowie das Salzburg Museum mit dem Schwerpunkt Wissenschaft & Kunst der Universität Salzburg/Mozarteum zusammen. Vereint durch den Wunsch, das Museum in seiner zivilgesellschaftlichen Verpflichtung gegenüber allen BürgerInnen zu denken und sein Handeln in dieser Hinsicht zu analysieren, war schnell die Projektidee geboren. „Sag es einfach. Sag es laut. Leichte Sprache als Schlüssel zum Museum“

nahm dieses Textnovum zum Anlass, um einerseits empirisch zu untersuchen, wie Leichte Sprache im Salzburg Museum genützt wird und andererseits wie Leichte Sprache als Ausgangspunkt für einen Sprachkurs im Museum genützt werden kann.

An dieser Stelle bedanken wir uns bei der Sektion Kunst und Kultur des Bundeskanzleramts Österreich, die mit ihrem Aufruf zum inklusiven Museum den Anstoß fürs Projekt gegeben und durch die Förderung das Projekt ermöglicht hat. Herzlichen Dank auch an das Sprachenzentrum der Universität Salzburg, ohne deren Fachwissen und Engagement der Sprachkurs nicht in einer solchen Qualität hätte realisiert werden können.

Die Dauerausstellung „Erzähl mir Salzburg!“, ein Teil der Landesausstellung, war Erhebungsort der empirischen Studie wie auch Veranstaltungsort

des Sprachkurses. Die Ausstellung war ein idealer Ort insofern, als sie nicht nur Texte in Leichter Sprache und eine reiche Kulturgeschichte anbot, sondern selbst die Mittel der Geschichtsdarstellung und der Museumserzählungen thematisierte. Der entsprechend entwickelte Kurs „Erzähl mir Salzburg – Deutsch im Museum“ verband sprachliches wie geschichtliches Lernen in einem kulturreflexiven Prozess. Studierende des Schwerpunkts Wissenschaft & Kunst begleiteten sowohl Studie als auch Sprachkurs und trugen so ebenso zu einer Reflexion des Arbeitsprozesses bei.

Das vorliegende Handbuch möchte in diesem Sinne weniger das Projekt dokumentieren, als vielmehr detaillierte Einblicke geben und über gemachte Erkenntnisse zum Weiterdenken und Weitermachen anregen. Auf unsere Darstellungen zur Einführung und der

Evaluation der Ausstellungstexte in Leichter Sprache folgt eine inhaltliche Erweiterung mit den Erfahrungen aus einer Eye-Tracking-Studie von Christian Flandera, Mattia Rainoldi und Mario Jooss. Zu „Deutsch im Museum“ bringen Theresa Bogensperger, Denis Weger und Margareta Strasser theoretische Überlegungen und zeigen praktische Umsetzungen auf. Maria Gruber und Manuel Magenau geben in einer Bild-Text-Collage Stimmen aus dem Sprachkurs wieder. Interviews mit Christiane Maaß und Hannes Schweiger kontextualisieren die Bemühungen von Leichte Sprache und Deutsch im Museum in einem größeren Forschungskontext. Die Arbeitsblätter von „Erzähl mir Salzburg – Deutsch im Museum“ im Extra-Beiheft können unter einer Creative Commons Lizenz freigegeben werden. Auf diese Weise kann und soll das Pilotprojekt „Sag es einfach. Sag es laut.“ weitere Kreise ziehen.

SALZBURG!

**LEICHTE
SPRACHE**

**KEINE LEICHTE
SACHE!**

EIN PRAXISBERICHT AUS DEM SALZBURG MUSEUM

Nadja Al Masri-Gutternig

ABSTRACT

Barrierefreiheit bildet die Basis für die Gleichstellung von Menschen. Das Behindertengleichstellungsgesetz, das seit 2006 in Kraft ist, fordert sicherzustellen, dass jeder Mensch gleichberechtigt am Leben der Gesellschaft teilnehmen kann und jede Art von Diskriminierung vermieden wird. Den Museen stehen also ganz konkrete Forderungen gegenüber, die sie zu erfüllen haben. In den Museen hat sich in den letzten Jahren auch viel getan. Es wurden Angebote für blinde und sehbehinderte Menschen und für Menschen mit einer Hörbeeinträchtigung geschaffen und natürlich bauliche Barrierefreiheit hergestellt. Weniger bekannt und selten umgesetzt ist aber, das Prinzip der Leichten Sprache als Mittel um Barrierefreiheit zu schaffen. Der folgenden Beitrag beschreibt die Geschichte und die Erfahrungen, die das Salzburg Museum mit der Einführung der Leichten Sprache gemacht hat. Welche Haltung, welche Motivation steht hinter der Verwendung der Leichten Sprache? Welche Hürde kann Sprache sein und wen kann sie „behindern“? Was ist eigentlich Leichte Sprache und welche Dinge muss man beachten, wenn man Leichte Sprache anbieten möchte?

Abb. 1: Ausstellungsansicht „Erzähl mir Salzburg!“



INKLUSIVE BESTREBUNGEN IM MUSEUM



Als im Jahre 2009 durch die UN-Konvention das Recht auf kulturelle Teilhabe zum Menschenrecht erklärt wurde, kommen auch in der Museumlandschaft immer häufiger Diskussionen über das Thema „Inklusion“ auf. Während BefürworterInnen die Vorteile inklusiver Museen preisen, befürchten KritikerInnen eine Trivialisierung. Fakt ist: Es geht hier nicht nur um eine neue Museums-Zielgruppe, vielmehr geht es um einen gesetzlichen und menschenrechtlichen Auftrag. Dieser Auftrag wird aktuell von unserem Haus, dem Salzburg Museum, aus Überzeugung ernst genommen und in bestmöglicher Qualität umgesetzt. Aus diesem Grund hat das Salzburg Museum als eines der ersten Museen in Österreich bei der Landesausstellung 2016 „Bischof. Kaiser. Jedermann. 200 Jahre Salzburg bei Österreich“ die Bereitstellung von Ausstellungstexten in Leichter Sprache zusätzlich zu den üblichen Texten realisiert. Dieses Novum war die logische Konsequenz des in den Jahren zuvor systematisch erfolgten Ausbaus der kommunikativen Barrierefreiheit im Salzburg Museum. Der Lernprozess der Jahre 2014 und 2015 bezüglich barrierefreier Kommunikation sowie die vielen kleinen Schritte und Interventionen im Vorfeld haben es letztendlich ermöglicht, die Texte gleichberechtigt und inklusiv zu den üblichen Ausstellungstexten im Museum anzubieten.

Mit diesem Schritt konnte die Zugänglichkeit des Museums für sehr viele Menschen erleichtert werden. 2016 erhielt das Museum als Honorierung rund um seine inklusiven Bemühungen den „Österreichischen Inklusionspreis 2016“ verliehen, welcher das positive Feed-

back der ExpertInnen und Betroffenen widerspiegeln sollte. Als Gründe dafür wurden die Pionierarbeit bei der Bereitstellung von Ausstellungstexten, die gleichwertig und parallel zu den bisherigen Texten in Leichter Sprache angeboten werden, sowie die Erstellung einer eigenen barrierefreien Homepage in Leichter Sprache hervorgehoben.

Nicht unerwähnt sollte indes bleiben, dass es im Vorfeld auch etliche Bedenken gab und allen Beteiligten klar war, dass dieses Unterfangen einen ersten Versuch darstellte – auch im Bewusstsein, dass dieses erste Projekt noch nicht die Perfektion darstellen würde. Das Museum wagte diesen Schritt und ging das Risiko bewusst ein, schließlich ist es besser beim Lernen Fehler zu machen als nichts zu tun.

RÜCKBLICK



Barrierefreiheit spielte im Salzburg Museum in den letzten zehn Jahren eine sehr große Rolle. Auch wenn schon davor ein gewisses Bewusstsein für dieses Thema im Museum vorhanden war, nahm man sich seit damals vor, verstärkt an dem Abbau von Barrieren zu arbeiten und so neue Zugänge zum Museum zu schaffen. Einen kräftigen Anstoß gab das Behindertengleichstellungsgesetz, das mit 1. Jänner 2006 in Österreich in Kraft getreten war. Dieses verpflichtet dazu, den Zugang zu kulturellen Einrichtungen für Menschen mit Beeinträchtigung zu verbessern und ihre Teilnahme an kulturellen Aktivitäten zu fördern. Nicht weniger ausschlaggebend war, das Bedürfnis des Salzburg Museum, all seinen BesucherInnen Angebote zu bieten, die es ihnen ermöglichen, das Museum in all seinen Facetten zu erleben. Hierfür müssen sichtbare und nicht sichtbare Barrieren abgebaut werden.

KEIN MINDERHEITSTHEMA!



Das Salzburg Museum hat schnell erkannt, dass Barrierefreiheit kein Minderheiten-thema darstellt, sondern vielmehr auch Menschen ohne Behinderung von einer barrierefreien Umgebung profitieren. Hilfestellungen, die für Menschen mit Behinderung erforderlich sind, sind oftmals auch für Menschen ohne Behinderung von großem Nutzen. Schwer zu öffnende Türen, klein gedruckte Texte, schlecht ausgeleuchtete Räume, fehlende Orientierungshilfen und mangelnde Sitzgelegenheiten stellen für viele Menschen ein Hindernis dar. Zum Beispiel wird auch die Gruppe der alten Menschen von den oben beschriebenen Barrieren behindert. Wenn man dies vor dem Hintergrund der demografischen Entwicklung unserer Gesellschaft sieht, so gewinnt diese Feststellung an Wert¹. Ebenso verhält es sich bei Verwendung von Texten in Leichter Sprache für Menschen mit einer Lernbehinderung. Sie bieten Kindern oder Menschen mit schlechten Sprachkenntnissen ebenso Hilfestellung wie Menschen mit Lernschwierigkeiten oder gehörlosen Menschen.

MANGELNDES WISSEN



Wie zuvor beschrieben gibt es eine gesetzliche Verpflichtung, Barrierefreiheit herzustellen und sehr oft den Wunsch von Museen, Barrieren abzubauen. Dennoch existieren noch heute etliche Barrieren, die für Personen mit Handicap oftmals nur schwer zu überwinden sind. Häufig ist die mangelnde Barrierefreiheit aber nicht Zeichen fehlender Zustimmung, vielmehr scheidet die Umset-

zung oft am Unwissen der Verantwortlichen über Bedürfnisse, Methoden und Hilfsmittel. Ihnen ist häufig nicht bewusst, für wen was eine Barriere ist und wie oder wodurch diese zu beseitigen ist². Zu kompliziert und facettenreich präsentiert sich der Themenkomplex, zu unterschiedlich und widersprechend sind die Bedürfnisse der Einzelnen. Die Heterogenität der Gruppe von Menschen mit Behinderungen und die daraus resultierenden behinderungsspezifischen Barrieren erschweren eine Adaptierung. Diese Erkenntnis darf jedoch nicht zur Resignation verleiten, sondern zwingt lediglich dazu, das barrierefreie Museum neu zu definieren. Barrierefreies Museum kann nichts anderes bedeuten als einen Ort zu schaffen, an dem allen BesucherInnen das gleiche Interesse entgegengebracht wird und keine Gruppe wesentlich benachteiligt wird. Essentiell ist es, sich dem Thema zu öffnen und grundsätzlich alle potenziellen BesucherInnen mit ihren jeweiligen spezifischen Bedürfnissen willkommen zu heißen und an der Umsetzung ihrer Forderung zu arbeiten³.

Hierzu ist es nötig, sich intensiv mit den jeweiligen Gruppen auseinanderzusetzen, ihre Ansprüche und Neigungen, ihre Begabungen und ihre Bedingungen zu erkennen und aus diesem Wissen heraus Angebote zu entwickeln, welche für sie nutzbar sind. Sich zu öffnen heißt aber auch, sich Fragen zu stellen: Was braucht die einzelne Person, um in das Museum zu kommen? Wie erschließt sie sich den Inhalt und welche Angebote braucht sie dazu? Welche Sinne sollte man ansprechen und welche Informationen müssen in welcher Form bereitgestellt werden? Welche Dinge lassen sich schnell und leicht umsetzen? Welche Personen benötigen zusätzliche Qualifikationen und Ressourcen? Welche Dinge sind die dringlichsten und erlauben keinen Aufschub?

KOOPERATIONEN UND INTERAKTIONEN



Um all diese Fragen beantworten zu können und um sich die verschiedenen Bedürfnisse bewusst zu machen, ist es am besten, sich mit den ExpertInnen – nämlich den Betroffenen selbst und deren Verbänden und Organisationen – darüber auszutauschen, welche Maßnahmen am besten geeignet sind, um mögliche Barrieren abzubauen und den Bedürfnissen angepasste Angebote zu schaffen. So hat das Salzburg Museum in den letzten Jahren seine Zusammenarbeit mit verschiedenen Institutionen und Organisationen, wie zum Beispiel der Lebenshilfe oder dem Verband für Blinde und Sehbehinderte Menschen und natürlich vielen mehr stetig ausgebaut. So konnte man innerhalb des Museumsteams wichtiges Wissen um Bedürfnisse und Möglichkeiten zur Barrierefreiheit gewinnen. Wichtig war dem Museum hierbei auch immer, die verschiedenen Personen von Beginn an in die Entwicklung miteinzubeziehen und frei nach dem Grundsatz der UN-Behindertenrechtskonventionen „Nichts ohne uns über uns“ gemeinsam Lösungen zu erarbeiten. Mit all dem gesammelten Wissen konnten wir uns auf den Weg machen, Schritt für Schritt Barriere für Barriere abbauen und die Angebote so ausbauen, dass das Museum von möglichst vielen sinnvoll erlebt werden kann.

BARRIEREN IM KOPF – BARRIERE SPRACHE



Schon 2006 konnte im Zuge des Umzugs des Salzburg Museum in die Neue Residenz und die damit verbundene Adaptierung des Gebäudes eine größtmögliche bauliche/

mobile Barrierefreiheit hergestellt werden. Auch Angebote für blinde oder sehbeeinträchtigte Menschen und Angebote in Gebärdensprache gab es zu jenem Zeitpunkt schon regelmäßig im Salzburg Museum. Angebote für Menschen mit Lernschwierigkeiten, wie zum Beispiel Leichte Sprache und ein umfassendes Konzept zur Barrierefreiheit für das Museum steckten damals aber noch in den Kinderschuhen. Aus diesem Grund formulierte das Museum in den folgenden Jahren Ziele, um auch in diesem Bereich seine Barrierefreiheit bestmöglich auszubauen.

ZIELE



- Dem Thema Barrierefreiheit im Museum noch mehr Beachtung als bisher und somit mehr Wertigkeit zukommen zu lassen und diese Haltung des Salzburg Museum auch nach außen hin sichtbar zu machen.
- Das Thema Barrierefreiheit bei allen Bereichen im Museum schon von Anfang an mitzudenken. Bei jeder Ausstellung, bei jeder Projektplanung, bei der Erstellung von Internetauftritten, bei jeder Neugestaltung muss von Beginn an der Aspekt der Barrierefreiheit und Inklusion mitgedacht und bestmöglich miteinbezogen werden.
- Ressourcen und speziell geschultes Personal für dieses Vorhaben bereitzustellen und langfristig zu sichern.
- Sich Wissen zum Thema Barrierefreiheit in ausreichendem Umfang aneignen.
- Neue Kooperationen aufzubauen und bestehende Kooperationen auszubauen, die zur Verbesserung der Barrierefreiheit beitragen.

- Barrierenabbau durch Sensibilisierung und Überzeugungsarbeit voran zu treiben.
- Schulung und Sensibilisierung zum Thema für die eigenen MitarbeiterInnen.
- Als **eines der dringlichsten Ziele** hat das Salzburg Museum die Einführung und vielschichtige Umsetzung von kommunikativer Barrierefreiheit in Angriff genommen. Der Fokus wurde auf den Abbau der Barriere, die eine zu komplizierte und komplexe Sprache mit sich bringt, gelegt. Um diese Arbeit effektiv voranzutreiben, war viel Sensibilisierungs- und Überzeugungsarbeit nötig.



NACHVOLL- ZIEHBARKEIT

Das Besondere bei der Barriere Sprache ist, dass sie für Nichtbetroffene sehr schwierig nachzuempfinden ist. Sehr schnell kann man zum Beispiel Menschen von der Notwendigkeit einer breiten Tür oder eines stufenlosen Aufgangs überzeugen, wenn man sie selbst die Erfahrung machen lässt, mit dem Rollstuhl ein Hindernis überwinden zu müssen. Ebenso erkennen Menschen die Notwendigkeit von Leitsystemen, wenn sie mit einer Brille, die Blindheit simuliert, durch ein Gebäude geschickt werden. Schwieriger nachzuempfinden ist, da schlecht simulierbar, welche Barriere Sprache sein kann. Es gibt keine Methode, die einen nachempfinden lässt, was es heißt, durch die eigene Sprache ausgeschlossen zu sein. Methoden zur Sensibilisierung, die etwa darin bestehen, höchst komplizierte Gebrauchsanleitungen oder Texte in Fremdsprachen zu Anschauungszwecken heranzuziehen, sind auf

Grund spezifischer Anwendungskontexte nur bedingt sinnvoll. Die Barriere der Sprache wird daher oft nicht erkannt oder als nicht wichtig gewertet. Bedenkt man jedoch, wie wichtig und essentiell Sprache für jeden einzelnen ist, sei es, um sich auszudrücken oder um sich Informationen zu beschaffen, so lässt sich zumindest erahnen, welche Barrieren komplizierte Texte für Menschen darstellen können.



SPRACHE ALS SCHLÜSSEL ZU INFORMATION, GESELLSCHAFT & KULTUR

Die Fachwelt ist sich einig, dass Lesen ein Schlüssel zu unserem kulturellen und wissenschaftlichen Erbe, und die Fähigkeit des Lesens für die persönliche Entwicklung des Einzelnen von großer Bedeutung ist. Die Fähigkeit des Lesens erhöht die Lebensqualität und vermittelt Selbstvertrauen. Durch Lesen kann man seinen Horizont erweitern und seine Gedanken, Ideen und Erfahrungen austauschen und sich weiterentwickeln. Des Weiteren eröffnet Lesen den Zugang zu Kunst und Kultur und erlaubt so auch eine kulturelle Teilhabe. Nicht zu vergessen ist der demokratische Aspekt, der durch die Fähigkeit des Lesens gestärkt wird, da Demokratie gut informierte BürgerInnen braucht. So ist es für jeden Menschen wichtig, einen Zugang zu Informationen, die er nützen kann, zu haben, um selbstständige Entscheidungen für sich treffen zu können⁴.

Konsequent gedacht heißt das im Gegenzug, dass kompliziert geschriebene Texte Menschen bei der Beschaffung von Informationen, die für sie äußerst relevant wären, „behindern“. Bestes Beispiel hierzu sind kompliziert geschriebene Beipackzettel zu Medikamenten.

Ein kompliziert geschriebener Ausstellungstext im Museum führt möglicherweise dazu, dass Menschen Informationen fehlen, die ihnen die Ausstellung erschließen würden. Wenn Menschen Informationen fehlen, fühlen sie sich sehr oft nicht angesprochen, überfordert und verlieren so das Interesse an der Ausstellung. Sie werden so das Museum als einen Ort empfinden, der sie durch fehlende Information ausschließt und sie nicht teilhaben lässt.

WER IST BETROFFEN?



Sehr oft begegnet man der Annahme, dass jene Menschen, für die Sprache eine Barriere ist, eine Minderheit darstellen. Wenn man sich aber Studien zu diesem Thema ansieht, erkennt man schnell, dass es sich bei einer Schreib- und Leseschwäche keineswegs um ein Minderheitenthema handelt, sondern dass ein großer Teil der Bevölkerung davon betroffen ist. Dies geht zum Beispiel aus der „leo. – level One Survey Studie“ der Universität Hamburg

aus dem Jahr 2011 hervor, die das unterste Kompetenzniveau des Lesens und Schreibens untersucht hat. Grundlage dieser Studie ist eine Zufallsauswahl von in Deutschland lebenden erwerbstätigen Personen im Alter von 18 bis 64 Jahren. Aus der Studie geht hervor, dass nur ein halbes Prozent der erwachsenen erwerbstätigen Bevölkerung die Wortebene beim Lesen und Schreiben nicht erreicht. Weitere 3,9 Prozent erreichen nicht die Satzebene. 10 Prozent kann mit kurzen Sätzen umgehen scheidet aber an Texten. Darüber hinaus gibt es weitere 25 Prozent deren Schriftsprache auch bei gebräuchlichem Wortschatz fehlerhaft ist. Dies ergibt in Summe 40,4 Prozent der erwachsenen erwerbstätigen Bevölkerung, die große Probleme beim Lesen und Schreiben hat. Typisch Betroffene vermeiden das Lesen und Schreiben häufig.⁵

Interessant ist es in diesem Zusammenhang natürlich, dem gegenüberzustellen, wie viele Texte, denen man im Alltag begegnet, auf einem dieser unteren Sprachniveaus geschrieben sind, man denke nur an Briefe von Ämtern, an Antragsformulare oder Gesetzestexte.

| LITERALITÄT | Alpha Level α | Anteil der erwachsenen Bevölkerung | Anteil (hochgerechnet) |
|---|------------------|---------------------------------------|---------------------------|
| Analphabetismus | α 1 | 0,6 % | 0,3 Mio. |
| Funktionaler Analphabetismus | α 2 | 3,9 % | 2,0 Mio. |
| | α 3 | 10,0 % | 5,2 Mio. |
| Zwischensumme (funktionaler) Analphabetismus | | 14,5 % | 7,5 Mio. |
| Fehlerhaftes Schreiben | α 4 | 25,9 % | 13,3 Mio |
| | | 40,4 % | 20,8 Mio |

Tabelle Funktionaler Analphabetismus und fehlerhaftes Schreiben. Quelle: leo. Level One Studie



ANGEBOTE SCHAFFEN

In Museen sind häufig komplexe und komplizierte Texte zu lesen, die ein großes Vorwissen voraussetzen und auf ein sehr museumsaffines Publikum zugeschnitten sind. Mit dem Wissen um diese große Zahl an Menschen, die beim Erfassen des Inhalts der üblichen Ausstellungstexte überfordert ist, galt es in Museen Mittel und Wege zu finden, neue Angebote zu schaffen, die ein Erschließen und Erleben der Ausstellung für Betroffene möglich machte.



Abb. 2: Besucher in der Ausstellung



URSPRUNG LEICHTE SPRACHE

Die Idee und der Anstoß zur Entwicklung der Leichten Sprache kam selbst von Menschen mit Beeinträchtigung. Sie schlossen sich zusammen, um an einer Verbesserung ihrer Lage zu arbeiten, also sich für mehr Barrierefreiheit einzusetzen. Die Selbstvertretungs-Bewegung „People First“ formierte sich um 1974 in den USA und in Schweden und erhob die Forderung, Menschen mit Behinderung für sich selbst sprechen zu lassen. Zusätzlich forderte sie Informationen für Menschen mit Behinderung so bereitzustellen, dass diese von ihnen auch selbstständig erfasst werden können. Das bedeutet etwa, dass Briefe von Ämtern, wichtige Dokumente und viele andere Texte, die Menschen mit Beeinträchtigung zur Informationsbeschaffung brauchen, so formuliert sind, dass sie ver-

stehen, worum es genau geht und was von ihnen gefordert wird. Dieser gleichberechtigte Zugang zu Informationen ist wichtig, sonst bleibt die Selbstbestimmtheit auf der Strecke. Ein wichtiger Teil dieser „People-First-Bewegung“ war also das Konzept der Leichten Sprache, mit dem Ziel, Regeln auszuarbeiten, um Standardsprache strukturiert in eine leicht verständliche Sprache zu übertragen, sodass auch Menschen mit Lernschwierigkeiten selbstständig am gesellschaftlichen Leben teilhaben können. Schnell verbreitete sich die Idee auch im deutschsprachigen Raum. Mittlerweile gibt es weltweit viele Organisationen und Institutionen, die sich für die Entwicklung und Verbreitung der Leichten Sprache einsetzen und verschiedene Angebote wie Übersetzungen oder Textprüfungen anbieten.

LEICHTE SPRACHE – WAS IST DAS?



Leichte Sprache ist eine speziell (jedoch nicht einheitlich) geregelte sprachliche Ausdrucksform, deren Hauptkriterium leichte Verständlichkeit ist. Folglich ist es eine sehr klare und einfache Sprache. Diese Reduktion der Sprache erlaubt aber nicht ein Weglassen von wichtigen Informationen. Anspruch der Leichten Sprache ist nicht, Inhalte in ihrem Sinnzusammenhang zu verkürzen, sondern den vollständigen Inhalt in einfacheren Worten zu erläutern. Da hierfür in der Regel mehr Erklärungen notwendig sind, verlängert sich der Text in Leichter Sprache in den meisten Fällen. Sofern man von der Zeichenanzahl her begrenzt ist, wie dies bei Ausstellungstexten häufig der Fall ist, kann dies zu Verknapptungen und Reduktion auf das Wesentliche führen. Zu hoffen wäre, dass in den nächsten Jahren durch die stetige Weiterentwicklung der Leichten Sprache und durch die Einführung neuer Techniken hier Lösungen gefunden werden. Für die Erstellung von Texten gelten spezielle Regeln. Typisch für Leichte Sprache ist ein systematisch reduzierter Satzbau und die Beschränkung auf einfache Wörter. Texte, die in diesem Stil geschrieben sind, werden oft als „unschön“ empfunden und ÄsthetInnen warnen vor einem Verlust der „schönen“ Sprache. Aber Leichte Sprache möchte nicht in erster Linie „schön“ sein. Sie möchte verstanden werden. Dies sollte keineswegs heißen, dass nicht versucht wird, „schön“ zu formulieren. Im Vordergrund steht aber immer die Verständlichkeit.

GRAMMATIK, RECHTSCHREIBUNG & SATZAUFBAU

Bei Texten in Leichter Sprache schreibt man – um hier nur die wichtigsten Regeln zu erwähnen – nur kurze Sätze und tätigt nur eine Aussage pro Satz. Nebensätze sollten, wenn möglich, weggelassen werden. Man nutzt kurze, einfache, treffende und bekannte Wörter. Auch sollte man immer das gleiche Wort für ein und denselben Begriff verwenden (etwa nicht einmal Auto, dann Wagen und dann Fahrzeug schreiben). Es sollten Verben verwendet und im Aktiv geschrieben werden. Zum Beispiel: Ich gehe morgen angeln. Statt: Morgen werde ich beim Angeln sein. Man sollte Fremdwörter, Redewendungen, Metaphern und den Konjunktiv vermeiden. Es wird so formuliert, dass relativ wenig Vorwissen nötig ist, um den Inhalt erfassen zu können⁶.

TEXTGESTALTUNG

Neben Grammatik und Rechtschreibung ist vor allen die grafische Textgestaltung bei der Erstellung von Texten in Leichter Sprache wichtig. Dazu gehören Schriftgröße und Schriftart, Zeilenabstand und Schriftausrichtung. Texte in Leichter Sprache sind sehr klar strukturiert und durch viele Absätze und Überschriften leichter lesbar. Die Texte sind außerdem linksbündig geschrieben. Jeder neue Satz beginnt in einer neuen Zeile. Für eine gute Lesbarkeit ist auch die Schriftart (ohne Serifen) und der Kontrast des Gedruckten zum Hintergrund entscheidend. Hier eignet sich besonders schwarze Schrift auf hellem Hintergrund, der einfarbig und nicht gemustert sein sollte⁷.



Abb. 3: Deutschkurs im Museum/Gottfried-Salzmänn-Saal



TEXTPRÜFUNG – ZERTIFIZIERUNGEN

Dies sind einige Richtlinien, die man beachten sollte, wenn man Texte in Leichter Sprache verfasst. Jedoch gibt es keine genauen einheitlichen Bestimmungen, wie Leichte Sprache zu sein hat. Verschiedene Organisationen haben zwar Kriterienkataloge und Richtlinien ausgearbeitet, aber es gibt noch keine europaweit einheitlichen Regelungen. Wichtig und äußerst sinnvoll für die Sicherstellung der Qualität der Texte ist auf jeden Fall die Prüfung der Texte durch betroffene Menschen. Es gibt eigens geschulte Menschen, die in Prüfgruppen, den sogenannten Kontrollgruppen, die Texte auf ihre Verständlichkeit und Lesbarkeit prüfen und so dafür garantieren, dass die Texte nicht nur gut

gemeint, sondern auch effektiv und für das angesprochene Publikum nutzbar sind. Dies ist der Fall, wenn die geprüften Texte ohne fremde Hilfe gelesen und verstanden werden können. Falls dabei noch Unklarheiten bestehen, wird daraufhin nachgebessert und erneut geprüft. Wenn Texte diese Prüfung durch Kontrollgruppen bestehen, können sie zertifiziert werden. Es gibt verschiedene Zertifikate und Gütesiegel, die durch verschiedene Symbole gekennzeichnet sind. Das Salzburg Museum hat sich hier für das Gütesiegel „Leicht Lesen“ von capito entschieden. Dieses garantiert, dass die Capito-Qualitätsstandard eingehalten werden. Das Gütesiegel gibt es in drei Stufen: A1, A2 und B1.

SPRACHNIVEAUS

Die Texte werden je nach AdressatInnen auf verschiedenen Sprachniveaus von A1 bis B1 verfasst. Diese Sprachniveaus richten sich nach den Sprachniveaustufen des Gemeinsamen Europäischen Referenzrahmen für Sprache, der in der folgenden Tabelle veranschaulicht wird.



Abb. 4: Stufenmodell Sprachniveaus des GERS nach capito

EINFÜHRUNG DER LEICHTEN SPRACHE IM SALZBURG MUSEUM



Wie oben beschrieben, hat sich das Salzburg Museum vor vielen Jahren dazu entschieden, Barrierefreiheit so gut wie möglich umzusetzen und sich einem größeren Publikum zu öffnen. Seither ist viel Zeit vergangen, und entscheidende Entwicklungen haben stattgefunden, die nun anhand von sichtbaren Ergebnissen zu erkennen sind:

- Die Auszeichnung mit dem Österreichischen Inklusionspreis lässt erkennen, dass das Ziel, dem Thema Barrierefreiheit und Inklusion eine hohe Wertigkeit im Salzburg Museum zu geben und unserer Haltung zu diesen Thema nach außen hin sichtbar zu machen, erreicht wurde.
- Die Idee der Barrierefreiheit wird im ganzen Haus nun von Beginn an mitgedacht, was sich zum Beispiel im Heranziehen von ExpertInnen in frühen Planungsphasen von Projekten und Ausstellungen äußert.
- Ressourcen und Fachpersonal zur Verwirklichung von Barrierefreiheit sind gesichert und werden bei der Budgeterstellung berücksichtigt.
- Fachwissen zum Thema wurde gesammelt.
- Neue und bestehende Kooperationen wurden ausgebaut.
- Durch Veranstaltungen im Salzburg Museum (z.B. organisierte Vernetzungstreffen mit MitarbeiterInnen anderer Museen) konnte viel zur Sensibilisierung und zur öffentlichen Verbreitung dieses Themas beigetragen werden.
- Durch interne Schulungen und Sensibilisierung zum Thema konnten die MitarbeiterInnen des Hauses besser auf ihre Aufgaben vorbereitet werden.

All diese erreichten Ziele haben die Idee der Leichten Sprache im Salzburg Museum auf einen sehr fruchtbaren Boden fallen lassen.



ERSTE SCHRITTE

Nach ersten Führungen in Leichter Sprache war sehr schnell klar, dass man dieses Angebot noch ausbauen möchte. Es entstand ein erster gedruckter Folder in Leichter Sprache, der über die barrierefreien Angebote des Salzburg Museum informierte und so Menschen mit Beeinträchtigung die Möglichkeit gab, selbst ein Angebot zu wählen. Der nächste Schritt war, ein Angebot zu schaffen, das es den Menschen ermöglicht, das Museum und seine Ausstellungen selbstständig, also ohne Führung, zu erobern. Gelegenheit bot sich auch sehr schnell, da 2016 die Salzburger Landesausstellung „Bischof. Kaiser. Jedermann. 200 Jahre Salzburg bei Österreich“ im Salzburg Museum stattfand.

Anfangs gab es den Plan, zu allen drei Ausstellungsteilen der Landesausstellung einen Folder in Leichter Sprache zu gestalten. Diese Folder sollten entweder bei der Kasse erhältlich sein oder im Ausstellungsbereich bereitliegen. In Kooperation mit der Pädagogischen Hochschule Salzburg kam man aber zu dem Schluss, dass dem inklusiven Gedanken besser Rechnung getragen wird, wenn man die Texte in Leichter Sprache gleichwertig und parallel zu den sonst üblichen Ausstellungstexten direkt als Raumtexte bereitstellt. Natürlich gab es hierzu auch viele kritische Stimmen, die befürchteten, dass es durch den Einsatz der Leichten Sprache zu einer Trivialisierung kommen würde. Man fürchtete, dass so komplexe Themen, wie sie bei der Landesausstellung vorkommen, nicht einfach zu erklären wären. Die Reduktion und Unvollständigkeit der Texte wurde kritisiert. Außerdem gab man zu Bedenken, dass man sich durch den Einsatz

einer noch so „museumsfremden Sprache“ leicht dem Hohn und Spott vor allem von jenen, die das Konzept der Leichten Sprache nicht kennen, aussetzen könnte. Manche empfanden die Texte als „nicht schön formuliert“. Aber wie schon oben gesagt, Leichte Sprache muss nicht „schön“ sein. Sie soll verstanden werden. Aus heutiger Sicht kann in jedem Fall gesagt werden, dass sich die Anwendung der Leichten Sprache im Salzburg Museum sehr bewährt hat.

Bei der Umsetzung der Vision in die Tat, die Texte prominent und gleichwertig zu anderen Texten in der Ausstellung zu präsentieren, war es sehr hilfreich, dass die Idee sowohl von der Leitung des Museums als auch von allen beteiligten MitarbeiterInnen stets mit Überzeugung getragen wurde. So wurde an der Pädagogischen Hochschule Salzburg eine Lehrveranstaltung zum Thema Leichte Sprache konzipiert, in deren Rahmen die Texte für die Landesausstellung entstehen sollten. Als zusätzliche professionelle Unterstützung wurde capito Oberösterreich mit der Konzeption und Abhaltung der Lehrveranstaltung betraut. So wurde im Laufe des Semesters an der Übersetzung der Raumtexte zur Landesausstellung gearbeitet.

Im Zuge der Erarbeitung der Übersetzungen der Texte stellte sich bald heraus, dass es sehr schwierig ist, nur anhand von Texten und ohne umfangreiches Hintergrundwissen zur Thematik der Ausstellung akzeptable und inhaltlich korrekte Texte zu erstellen. Hier ist es sehr ratsam, sich von Beginn an ein paar grundsätzliche Fragen zu stellen. So ist es z.B. wichtig, im Vorfeld zu klären, ob man Texte übersetzen lässt oder ob man Konzepte bereitstellt, an Hand derer die Texte in Leichter Sprache entstehen können. Auch geklärt werden

sollte, ob man die Erstellung der Texte außer Haus in die Hand von Profis gibt oder ob man nur die Textprüfung extern vergibt. Das Museum hat die Erfahrung gemacht, dass sich die Qualität der Texte in Leichter Sprache wesentlich erhöht, wenn Profis mit viel Erfahrung und Übung die Texte schreiben. Es verlangt nämlich, entgegen der weit verbreiteten Meinung, sehr viel Können, Wissen, Erfahrung und Fingerspitzengefühl, Texte in Leichter Sprache schreiben zu können. Bei dieser Vorgehensweise ist aber zu beachten,

im ständigen Austausch mit den KuratorInnen die Richtigkeit der Inhalte zu kontrollieren.

Also wurde bei der Erstellung der Texte zur Landesausstellung immer wieder rückgekoppelt und korrigiert, um so im regen Austausch der drei Institutionen (Museum/Pädagogische Hochschule/Capito) ein befriedigendes Ergebnis zu erzielen. Capito Oberösterreich hat alle Texte zusätzlich noch einmal sprachlich überarbeitet und im Anschluss mit Kontrollgruppen eine Textprüfung durchgeführt. So konnte



Abb. 5: Blick auf eine der Texttafeln in der Ausstellung

das Salzburg Museum mit Unterstützung von capito Oberösterreich und der Pädagogischen Hochschule Salzburg rechtzeitig zur Eröffnung der Landesausstellung die geprüften und zertifizierten Texte in Leichter Sprache realisieren.

so viel in Bewegung gekommen ist, wie dieses Projekt, der Sprachkurs und der rege Austausch mit anderen Institutionen zeigen, freut uns natürlich. Leichte Sprache ist im Salzburg Museum seit diesem Zeitpunkt Standard und wird in allen Ausstellungen angeboten.

Stolz präsentierte man das Novum bei der Eröffnung und freute sich über das durchwegs positive Echo von BesucherInnen, Medien, Fachleuten und KollegInnen. Dass seit der Einführung der Leichten Sprache im Museum

Anmerkungen

¹Folker Metzger: Barrierefreiheit und Besucherfreundlichkeit. Neue Anforderungen an die Koordination zwischen Kurator, Gestalter und Pädagogen. In: Heike Kirchhoff und Martin Schmidt (Hrsg.): Das magische Dreieck. Die Museumsausstellung als Zusammenspiel von Kuratoren, Museumspädagogen und Gestaltern. Bielefeld 2007, S. 131–133.

²Rüdiger Leidner: Die Begriffe „Barrierefreiheit“, „Zugänglichkeit“ und „Nutzbarkeit“ im Fokus. In: Patrick Föhl, Stefanie Erdrich, Hartmut Jhon und Karin Maaß (Hrsg.): Das barrierefreie Museum. Theorie und Praxis einer besseren Zugänglichkeit. Ein Handbuch. Bielefeld 2007, S. 29.

³P. Föhl u.a. (Anm. 2), S. 10.

⁴Bror Tronbacke: Richtlinien für easy-reader material. Den Haag 1999.

⁵Wibke Riekmann und Anke Grotluschen: leo.-Level-One Studie. Universität Hamburg, Hamburg. Online verfügbar unter <http://blogs.epb.uni-hamburg.de/leo> (letzter Zugriff: 10.8.2017)

⁶Christiane Maaß: Leichte Sprache. Das Regelbuch. Berlin 2015, S. 32–58.

⁷C. Maaß (Anm. 6), S. 32–58.

Literatur

Patrick Föhl, Stefanie Erdrich, Hartmut Jhon und Karin Maaß (Hrsg.): Das barrierefreie Museum. Theorie und Praxis einer besseren Zugänglichkeit. Ein Handbuch. Bielefeld 2007.

Wibke Riekmann und Anke Grotluschen: leo.-Level-One Studie. Universität Hamburg, Hamburg. Online verfügbar unter <http://blogs.epb.uni-hamburg.de/leo> (letzter Zugriff: 10.8.2017).

Rüdiger Leidner: Die Begriffe „Barrierefreiheit“, „Zugänglichkeit“ und „Nutzbarkeit“ im Fokus. In: Patrick Föhl, Stefanie Erdrich, Hartmut Jhon und Karin Maaß (Hrsg.): Das barrierefreie Museum. Theorie und Praxis einer besseren Zugänglichkeit. Ein Handbuch. Bielefeld 2007, S. 29.

Christiane Maaß: Leichte Sprache. Das Regelbuch. Berlin 2015.

Volker Metzger: „Barrierefreiheit und Besucherfreundlichkeit. Neue Anforderungen an die Koordination zwischen Kurator, Gestalter und Pädagogen. In: Heike Kirchhoff und Martin Schmidt (Hrsg.): Das magische Dreieck. Die Museumsausstellung als Zusammenspiel von Kuratoren, Museumspädagogen und Gestaltern. Bielefeld 2007.

Bror Tronbacke: Richtlinien für Easy-Reader Material. Internationaler Verband der bibliothekarischen Vereine und Institutionen. Den Haag 1999.



EINE
DOPPELTE
DISKURSANALYSE

WAS IN LEICHTER SPRACHE UND ÜBER LEICHTE SPRACHE IM MUSEUM (NICHT) GESAGT WIRD

Luise Reitstätter

Über Sprache im Museum lässt sich streiten. Texte ja, Texte nein, wie viel, wie verständlich und wohin? Je nach Museumspartner und hausinterner Tradition sind Texte im Museum mehr oder weniger gebräuchlich. Je nach Angebot und BesucherInnenpräferenz werden diese mehr oder weniger genutzt. Ob Texte vorhanden sind, wie diese gestaltet und auch konsumiert werden können, markiert eine spezifische museologische Haltung, wenn nicht sogar eine Weltsicht. Doch was passiert, wenn Texte im Museum nicht mehr durchgehend den gewohnten bildungssprachlichen Standards entspricht und auch in Leichter Sprache angeboten wird? Eine doppelte Diskursanalyse zur Ausstellung „Erzähl mir Salzburg!“ gibt zum einen Aufschluss darüber, welche Erzählformen mit der Leichten Sprache im Vergleich zu regulären Raumtexten gepflegt werden. Zum anderen wird jenen Statements Raum gegeben, die die Einführung von Leichter Sprache im Museum kommentieren und die Nutzung in der Ausstellung kontextualisieren. Analog einer diskursanalytischen Analyse fokussiert die Untersuchung auch das „Nicht-Gesagte“, um der Bedeutung von Betonungen sowie Leerstellen in den Diskursen in Leichter Sprache und über Leichte Sprache im Museum beizukommen.

Abb. 1: Ausstellungsansicht „Erzähl mir Salzburg!“

DISKURSIVE ZUSAMMENHÄNGE



Folgt man dem Theoretiker Michel Foucault, bedeutet Diskurs sowohl das Gesagte wie auch das Nicht-Gesagte: All das, was zum Sprechen bewegt, was verbalisiert wird, aber auch das, was zwischen den Zeilen steht oder verschwiegen wird¹. Damit sind bei dieser Untersuchung jene diskursiven Ebenen von Leichter Sprache im Blick, die sich deutlich zeigen, wie auch jene, die erst durch Deutung sichtbar werden². Diese verschiedenen Schichten von Sprache zeigen sich auch hinsichtlich ihrer Verständlichkeit. Sprache kann als Tor zur Welt ebenso empfunden werden wie als Wand, wenn verschiedenste Informationsbarrieren auf der Wahrnehmungs-, Erfassungs-, Erfahrungs- und Wissensebene bestehen. Leichte Sprache, entstanden aus einer Empowerment-Bewegung von Menschen mit Lernschwierigkeiten, kann hier eine Schlüsselfunktion im verstehenden Kommunikationsprozess erfüllen, indem sie Menschen den autonomen Zugang zu Information ermöglicht³. Im Museum ist der Einsatz von Leichter Sprache mit dem Ziel kommunikativer „Barrierefreiheit“ verbunden. Zu den vielfach vorgeschriebenen und auch bereits institutionalisierten baulichen Adaptierungen für Menschen mit körperlichen Beeinträchtigungen kommen kommunikative Angebote, die sich speziell an Menschen mit Lern-, oder wie bei Leichter Sprache, auch konkreten Leseschwierigkeiten richten. Leichte Sprache und das Museum sind im Zusammenspiel bislang noch eher eine Seltenheit. Neben relativ wenigen Praxisbeispielen finden sich auch wenige Publikationen⁴. Doch was macht Leichte Sprache mit dem Museum?

EINE METHODEN- KOMBINATION



In der Evaluation der Leichten Sprache im Salzburg Museum kam eine Methodenkombination von hermeneutischer Textanalyse, teilnehmender Beobachtung und BesucherInnenbefragung zum Einsatz. Mit Triangulation, wie dieses vergleichende methodische Vorgehen auch genannt wird, ist jedoch nicht nur die Verknüpfung von Methoden, sondern ganz allgemein die vergleichende Betrachtung eines Gegenstandes aus unterschiedlichen Perspektiven für die Beantwortung von Forschungsfragen gemeint⁵. Im Fall der Leichten Sprache im Salzburg Museum galt es, mehr zu Angebot, Nutzung und Reaktion auf die Leichte Sprache herauszufinden. Denn: Wem kommen Texte in Leichter Sprache im Museum zugute? Wer liest sie? Wie informativ sind sie wirklich? Tragen sie zur Sinnstiftung außerhalb eines bildungsbürgerlichen Habitus bei? Oder führen sie eben gerade zu Distinktionsprozessen zwischen BesucherInnengruppen?

Die Methode der Textanalyse nahm vorerst die regulären Raumtexte und jene in Leichter Sprache, denen die BesucherInnen in der Ausstellung begegnen, als analytische Ausgangsbasis in den Blick. Als Artefakte der Ausstellung sind diese Raumtexte, etwa im Gegensatz zu Interviews, ohne Einflussnahme von Forschenden entstanden und dienen so als authentische Zeugen institutioneller Entscheidungen. Über die teilnehmende Beobachtung ließ sich hingegen ein allgemeiner Eindruck vom Setting der Ausstellung „Erzähl mir Salzburg!“ und der darin stattfindenden Rezeptionsprozesse mit dem Fokus auf das Leseverhalten gewinnen. Während die teilnehmende Beobachtung also Handlungsmuster der BesucherInnen verortete, erhob die Befragung anstelle von Handlungen ihre Erzäh-

lungen zum Ausstellungsbesuch und bezog sich dabei auf ihre subjektiven Deutungen. Neben Erzählungen zum individuellen Textnutzungsverhalten, sammelte die BesucherInnenbefragung so vor allem persönliche Meinungen zur Leichten Sprache. Textanalyse, teilnehmende Beobachtung und BesucherInnenbefragung nahmen also jeweils spezifische Phänomene der Einführung der Leichten Sprache im Salzburg Museum von Angebot über Nutzung und Reaktion durch ihre methodischen Besonderheiten in den Blick.

Während ich nun im ersten Teil meiner empirischen Analyse über die Methode der hermeneutischen Textanalyse auf textinterne Diskurse im Vergleich der Leichten Sprache mit den regulären Ausstellungstexten eingehe, folge ich im zweiten Teil den Diskursen über Leichte Sprache im Museum, die ich mittels der BesucherInnenbefragung erhoben habe. Mit dem Fokus auf Diskurse tritt die teilnehmende Beobachtung als Methode in den Hintergrund, wenngleich sie wertvolles Hintergrundwissen zum Wesen der Ausstellung und seiner Nutzung lieferte⁶.



EIN ÜBERSETZUNGS-PROZESS

Leichte Sprache stellt eine Varietät der deutschen Sprache dar. Im Gegensatz zur einfachen Sprache bestimmt ein genaues Regelwerk, wie Leichte Sprache hinsichtlich Wort- und Satzbau geformt, aber auch optisch beschaffen sein muss. In der Ausstellung „Erzähl mir Salzburg!“ sind die Texte in Leichter Sprache links neben den regulären Raumtexten an der Wand angebracht. Den BesucherInnen werden parallel zwei Textebenen geboten, die sich als Paneele überlappend ergänzen⁷. Wie im Text von Nadja Al Masri-Gutternig nachzulesen ist, sind diese

Texte in Leichter Sprache zur Landesausstellung als jene Projektergebnisse zu betrachten, die aus einem ersten Umgang des Salzburg Museum (in Kooperation mit der Pädagogischen Hochschule Salzburg und capito Oberösterreich) mit dieser neuen Textsorte entstammen.



Abb. 2: Installationsansicht „Erzähl mir Salzburg!“

Seither bestimmt ein kontinuierliches Anpassen und Verfeinern den Einsatz von Leichter Sprache im Salzburg Museum, wie auch die Arbeit im Leichte Sprache-Universum per se. Nach dem Vorliegen eines konkreten Regelwerks und einer linguistischen Einordnung liegt etwa der Fokus der Forschungsstelle Leichte Sprache der Universität Hildesheim zum einen auf der empirischen Evaluation hinsichtlich Verständlichkeit und zum anderen auf einer Differenzierung der Regeln für spezifische Textsorten und ihre Kontexte⁸. Betrachtet man die regulären Raumtexte von „Erzähl mir Salzburg!“, fällt auf, dass diese analog zum Titel der Ausstellung verschiedene Erzählungen zur 200-jährigen Geschichte Salzburgs bei Österreich mit darüber hinausgehenden historischen und geografischen Bezugnahmen eröffnen. Von den römischen Ausgrabungen bis zur zeitgenössischen künstlerischen Arbeit reichen die zwölf thematischen Setzungen der Ausstellung. Neben den inhaltlichen Fokussierungen präsentieren sich die Mittel der Geschichtsdarstellung als zentrale kuratorische und auch textlich vermittelte

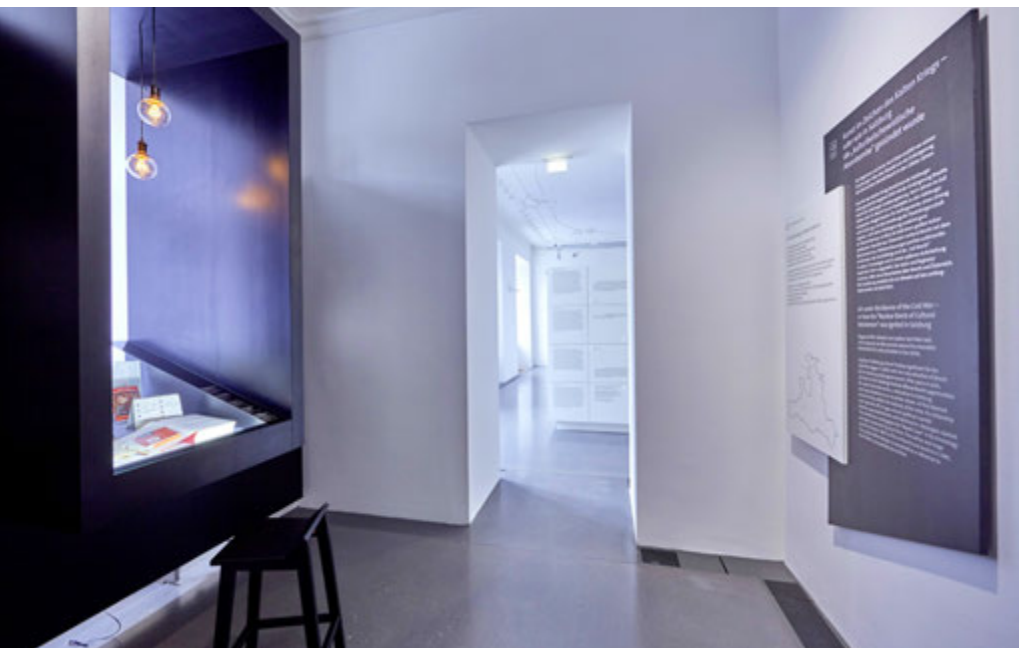


Abb. 3: Blick in den Ausstellungsbereich mit Texttafeln

Ebene. In der Ausstellung werden etwa mit Sagen auf Geschichte(n) zwischen „historischen Fakten und ihrer fantasievollen Widerspiegelung in einer ortsbezogene Sagenwelt“ verwiesen, mit dem Medium der Fotografie „Geschichte erstmals im Bild fassbar gemacht“ oder „die Brüche zwischen einer Salzburger Identität und ihrer literarischen Beleuchtung“ thematisiert. Damit demonstriert die Ausstellung ihre „Überzeugung, dass jede Zeit Geschichte neu erzählen und bisherige Überlieferungen auch hinterfragen muss“⁹ mit ihren eigenen dramaturgischen Mitteln.

Diese Tendenz der regulären Ausstellungstexte auch im Sinne der geteilten Autorenschaft von zwölf KuratorInnen, die Art der Erzählung mitzu-thematisieren, findet sich in den Übersetzungen in Leichter Sprache auch im Einleitungstext¹⁰, in

den folgenden Raumtexten jedoch nicht in der gleichen Ausprägung wieder. Anstatt fokussiert das „Wie“ von Geschichtserzählungen mit zu thematisieren, wird stärker auf das faktische „Was“ von Geschichte referenziert. Dies entspricht der Logik und Notwendigkeit von Leichter Sprache, die als textliches Hilfsmittel keine Fragen aufwerfen darf, sondern Orientierung geben soll¹¹. Die Übersetzung des regulären Ausstellungstexts in Leichte Sprache hat demnach immer mit einer inhaltlichen Divergenz umzugehen, die in der Ausstellung „Erzähl mir Salzburg!“ mit recht freien Übersetzungen auch in Distanz zum Ursprungstext gelöst wurde¹². Die Übersetzungsleistung in Leichte Sprache bringt eine veränderte Ausrichtung des Textes mit sich.

Im zweiten Raum der Ausstellung „Erzähl mir Salzburg!“ etwa folgt auf die Ursprungserzäh-

lung durch Sagen und Bergbau eine kulturhistorische Verortung über archäologische Funde. Geht es beim regulären Raumtext noch darum, die Auswahl der Fundstücke über die mit ihnen verbundenen Geschichten von „ihrer Entdeckung, ihrem Weg in eine Museumssammlung“ oder „einer neuen Untersuchungsmethode“ zu argumentieren, liest sich der Raumtext in Leichter Sprache wie eine Einführung zur Geschichte



Abb. 4: Installationsansicht „Erzähl mir Salzburg!“

der römischen Siedlungen in Salzburg. Artefaktgeschichten werden zu einer konkreten Wissensvermittlung, wenn die Fundstücke zeigen, „wie es früher in Salzburg war“ und „wie die Römer gelebt haben“. Im fünften Raum wird die Geschichte Salzburgs über sein eigenes Museum, das heutige Salzburg Museum, erzählt. Während sich die personelle Erzählung mit dem Sammler Vinzenz Maria Süss und der Kaiserin-Witwe Caroline Auguste als Schirmherrin deckt, bleibt das Zitat zur historischen Museums- und Sammlungspolitik, wo „fremdartige Artikel ... gänzlich ausgeschlossen“ waren, außen vor. Die Leichte Sprache bleibt hier stattdessen bei der reinen Aufzählung der Objektgattungen „Bilder - Geld - Waffen - Pflanzen - Bücher“. Im achten Raum zu Salzburg und dem Nationalsozialismus referenziert der reguläre Ausstellungstext wiederum zwei „biografische und räumliche Konstellationen“ durch

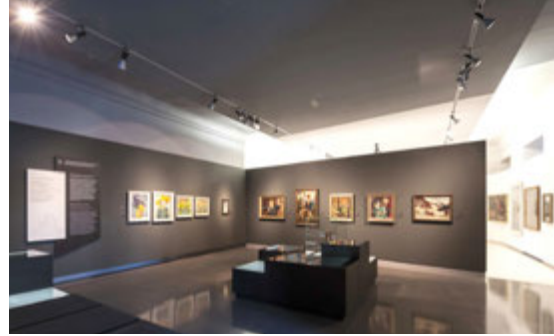


Abb. 5: Installationsansicht „Erzähl mir Salzburg!“

„Bilder von Helene von Taussig und Albert Birkle“ und die „Nachbarschaft des Museums zu den Orten der Ausstellung „Entartete Kunst“ im Festspielhaus und der Bücherverbrennung auf dem Residenzplatz 1938“. Der Text in Leichter Sprache erzählt vorerst eine allgemeine Geschichte des Nationalsozialismus von „wertvollen“ und „nicht wertvollen“ Menschen, um dieses Klassifizierungsschema im zweiten Schritt auf Kunst zu übertragen. Stehen im regulären Ausstellungstext noch Individualbiografien von Helene von Taussig und Albert Birkle im Fokus, findet sich im Leichte Sprache Text eine typologische Deutung.

Leichte Sprache zeigt sich damit als eine neue Sprachform mit stilistischen Spezifika. Statt komplexe(re) Darstellungen mit Details stehen Vereinfachung und Überblick im Vordergrund. Statt Darstellungen mit interpretativer Offenheit überwiegen faktische Darstellungen und geschlossene Deutungsschemata. Denn auch wenn die Leichte Sprache ebenso auf linguistische und fachliche Korrektheit besteht, sind Veränderungen durch andere inhaltliche Gewichtungen, notwendige Erläuterungen oder auch Weglassungen auf Grund ihrer Hilfsfunktion nicht nur zulässig, sondern auch notwendig¹³. Zudem gelten Limitierungen nicht allein für das Leichte Sprache-System, sondern viel-

mehr für eine jede linguistische Varietät, wenn etwa im Gegenzug gerade die deutsche Wissenschaftssprache an unverständlicher Verkläusulierung, vielfachen Nominalkonstruktionen, kompliziertem Satzbau oder einfach an ihrer Geschlossenheit für ein ganz spezifisches Publikum krank!¹⁴. Leichte Sprache hingegen versucht mit ihren Formulierungen für den Großteil der Bevölkerung, unabhängig von unterschiedlichen sprachlichen Voraussetzungen, verständlich zu sein. Somit ist es interes-

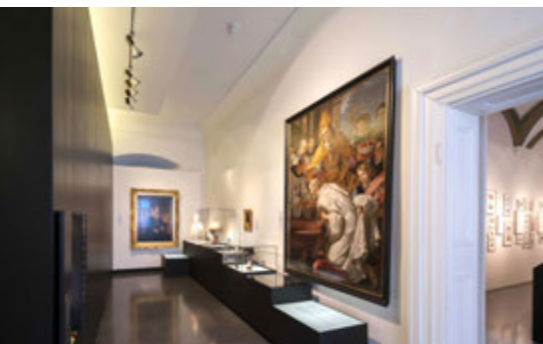


Abb. 6: Installationsansicht „Erzähl mir Salzburg!“

sant festzustellen, doch im Grunde auch nicht verwunderlich, dass jene Mittel, die Leichte Sprache zur Steigerung ihrer Verständlichkeit benützt, sich auch in Regeln und Anleitungen für gutes und anschauliches Schreiben wiederfinden¹⁵.

Auch diese Qualitäten der Leichten Sprache finden sich in den Texten der Ausstellung „Erzähl mir Salzburg!“, wenn diese beispielsweise Inhalte pointieren anstatt einfach zu paraphrasieren. Im sechsten Raum, der die Zeitschnitte von 1866 bis 1961 fotografisch beleuchtet, heißt es in Leichter Sprache: „Heute zeigen die Fotos von damals, wie sich Salzburg verändert hat“. Der Satz liest sich wie eine Essenz, die dennoch die kuratorische Intention dieser reichen Bildersammlung zu verstehen gibt. Auch

vom klaren und strukturierten Textaufbau ließe sich von Leichter Sprache lernen. So heißt es bei der Gegenüberstellung der Rezeptiongeschichte von Wolfgang Amadé Mozart und Johann Michael Haydn: „Ein Reisebericht ist von Franz Schubert. Er hat viel über Haydn geschrieben und wenig über Mozart./Der 2. Reisebericht ist vom Ehepaar Novello. Sie haben Mozart verehrt. Im Reisebericht steht viel über ihn“. Reisebericht bleibt Reisebericht und viel versus wenig schafft Klarheit über inhaltliche Präferenzen. Weiters machen Beispiele in Leichter Sprache Abstraktes anschaulich und Vages begreifbar. Salzburger Utopien der Zwischenkriegszeit werden so konkret zu „großen Pläne[n], die nicht umgesetzt worden sind“. Während in einem Absatz vom geplanten Festspiel-Haus in Hellbrunn die Conclusio „Es ist nie gebaut worden“ zu lesen ist, steht als weiteres Beispiel „Der Wassermann“ mit dem zeitlichen Resümee: „Die Künstlergruppe hat es nur kurz gegeben“. Diese Gegenüberstellung, die im regulären Raumtext und auch in der Präsentation selbst nicht so eindeutig nachvollziehbar ist, wird in Leichter Sprache zu einem hilfreichen Informationsgeleit.



Abb. 7: Installationsansicht „Erzähl mir Salzburg!“



EINE VARIATION AN REAKTIONEN

Im Bewusstsein um Problematiken, Potenziale und die Polarität der Diskussionen zu Leichter Sprache stand die Frage nach der Reaktion des Publikums von Beginn an im Raum, als das Salzburg Museum 2016 die möglichst barrierefreie Gestaltung der Landesausstellung zum Anlass nahm, Leichte Sprache im Museum einzuführen. Nach der Einführung reichte das Spektrum der Reaktionen von durchwegs positiven Stimmen, die diese inklusive Erneuerung begrüßten, bis hin zu einzelnen skeptischen BeobachterInnen. Denn es gab „natürlich auch Menschen, die entsetzt waren, eine derart einfache Sprache an einem Ort wie einem Museum zu lesen“¹⁶. Bei dieser Sichtweise steht Leichte Sprache klar in Diskrepanz zu einem implizit als „hochkulturell“ verstandenen Ort wie dem des Museums. Wenn Sprache Kultur ist, so die Argumentationslinie weiter, wo, wenn nicht im Museum, sollte denn dieser noch gebröckelt werden können. Über das Museum hinausgehend, lässt sich weiter schlussfolgern: Leichte Sprache und bildungsbürgerliche Ansichten haben es nicht leicht zusammen. Die Argumentationen wie auch Ängste hinsichtlich Leichter Sprache reichen von der Befürchtung, es allen nur mehr leicht zu machen, das Niveau auf den niedrigsten gemeinsamen Nenner herabzusetzen bis hin zu den Bedenken, das Sprachniveau auf Dauer auf diesem Level zu belassen¹⁷.

Zu den ersten Reaktionen auf die Einführung der Museumstexte in Leichter Sprache, die dem Museum zugetragen wurde, sollte nun eine Befragung die Diskurse zu Leichter Sprache bei den BesucherInnen empirisch verorten. Die Erhebung fand vom 9. bis 13. April

2017 rund um Ostern statt, um die daraus resultierenden erhöhten BesucherInnenzahlen für eine konzentrierte Erhebungsphase zu nutzen. Mittels drei offenen Fragen bzw. Interessensschwerpunkten sollte das Gespräch über Texte im Museum und ihrer Variation in Leichter Sprache möglichst niederschwellig geführt werden. Die BesucherInnenbefragung gliederte sich damit in einen qualitativen Interviewteil, auf welche eine kurze statistische Erhebung zu soziodemografischen Daten und dem Interesse an Kunst- und Kultur folgte. Die quantitative Erhebung kontextualisierte damit die Antworten der Befragten (unter anderem auch durch die eigenen Kommentierungen während der Eingabe) und gab gleichsam Aufschluss über die Repräsentativität der befragten Personen in Relation zum BesucherInnenprofil des Salzburg Museum. Von den 20 befragten Personen waren 11 männlich, 9 weiblich, die Hälfte AkademikerInnen, das Geburtsjahr von 1945 bis 2002 (mit einer Dominanz der älteren Personen) und die Geburtsorte mit 10 aus Deutschland, 8 aus Österreich, und jeweils 1 Person aus der Schweiz und aus China angegeben. Lässt man notwendigerweise den hohen Anteil an nicht-deutschsprachigen touristischen BesucherInnen außen vor (da Leichte Sprache im Salzburg Museum nur auf Deutsch angeboten wird) und bezieht sich zudem auf die Daten zum Kulturinteresse (das im Durchschnitt als sehr ausgeprägt gewertet werden kann), präsentiert sich dieses Sample als stimmig für die BesucherInnenstruktur eines Stadtmuseum. (Siehe Tabelle auf der nächsten Seite.)

| NR. | DATUM | GESCHLECHT | AUSBILDUNG | GEBURTSJAHR | GEBURTSORT |
|-----|----------|------------|--|-------------|----------------------------|
| B01 | 09.04.17 | weiblich | allgemeine höhere Schule | 1976 | Hatzfeld, DE |
| B02 | 09.04.17 | weiblich | Universität/Fachhochschule | 1976 | China, CN |
| B03 | 09.04.17 | weiblich | Universität/Fachhochschule | 1962 | Bayern, DE |
| B04 | 09.04.17 | männlich | Universität/Fachhochschule | 1986 | Landshut, DE |
| B05 | 09.04.17 | männlich | Universität/Fachhochschule | 1945 | Pforzheim, DE |
| B06 | 09.04.17 | weiblich | Universität/Fachhochschule | 1947 | Straubing, DE |
| B07 | 12.04.17 | weiblich | Universität/Fachhochschule | 1979 | Teufen, CH |
| B08 | 12.04.17 | männlich | Universität/Fachhochschule | 1969 | Salzburg, AT |
| B09 | 12.04.17 | männlich | berufsbildende mittlere Schule (ohne Matura) | 1953 | Ludwigshafen/ Rhein, DE |
| B10 | 12.04.17 | männlich | Lehre | 1950 | Salzburg, AT |
| B11 | 12.04.17 | weiblich | berufsbildende mittlere Schule (ohne Matura) | 1953 | Salzburg, AT |
| B12 | 12.04.17 | weiblich | Sonstiges | 1964 | Salzburg, AT |
| B13 | 12.04.17 | männlich | Pflichtschule | 2002 | Straßwalchen, AT |
| B14 | 12.04.17 | weiblich | berufsbildende höhere Schule (mit Matura) | 1991 | Villach, AT |
| B15 | 13.04.17 | männlich | Universität/Fachhochschule | 1982 | Leipzig, DE |
| B16 | 13.04.17 | männlich | Universität/Fachhochschule | 1981 | Leverkusen, DE |
| B17 | 13.04.17 | männlich | Lehre | 1950 | Graz, AT |
| B18 | 13.04.17 | männlich | berufsbildende mittlere Schule (ohne Matura) | 1950 | Salzburg, AT |
| B19 | 13.04.17 | männlich | Universität/Fachhochschule | 1948 | Kitzingen, DE |
| B20 | 13.04.17 | weiblich | berufsbildende mittlere Schule (ohne Matura) | 1965 | Kitzingen, DE |

Sample BesucherInnenbefragung

Konkret eruierten die Fragen der Erhebung erstens den individuellen Textkonsum, zweitens die möglichen AdressatInnen von Leichter Sprache und die persönliche Meinung sowie drittens über Lob und Kritik Anregungen für die zukünftige Textgestaltung des Museums. Die drei Fragen sollen im Folgenden auch durch die Analyse leiten:

a) „Welchen Eindruck haben Sie von den Texten in der Ausstellung „Erzähl mir Salzburg!“ Bitte schildern Sie mir Ihren persönlichen Umgang mit den Texten von Beginn der Ausstellung bis jetzt und erzählen Sie mir alles, was Ihnen dazu einfällt.“

Die erste Frage stieg gewissermaßen beim allgemeinen Textnutzungsverhalten der BesucherInnen ein und versuchte individuelles Leseverhalten aus der eigenen Sichtweise zu ergründen. Ganz bewusst wurde in der Fragestellung jedoch das Wort „Lesen“ nicht benutzt und auf die Formulierung „persönlichen Umgang mit den Texten“ ausgewichen, um Lesen nicht als Muss, sondern als Möglichkeit bei der individuellen Aneignung der Ausstellung darzustellen. Nichtsdestotrotz zeigte sich sogleich bei dieser Frage die Macht der musealen Institution und der Druck, der in einer Interviewsituation entsteht. Die soziale Erwünschtheit bezogen auf das Leseverhalten war demnach stark zu spüren. Dies reichte von entschuldigenden Antworten wie „Um ehrlich zu sein, ich hab nur einen Teil gelesen“ (B02) bis hin zu kontextuellen Verweisen auf die wenige zur Verfügung stehende Zeit, nur die Begleitperson zu sein oder den Fokus auf eine andere Ausstellung gehabt zu haben. Zudem zeigte sich bereits bei der teilnehmenden Beobachtung, dass die Ausstellung „Erzähl mir Salzburg!“ stärker von einem objektgesteuerten als von einem lesenden Rezeptionsverhalten gelenkt war. Dies demonstrieren Kommentare wie „Ich hab mehr auf die

Objekte geschaut“ (B08) oder vom Lesen „nur im Vorbeigehen“ (B04). Weiters werden individuelle Taktiken mit der Fülle an vorhandenem Text umzugehen deutlich, denn: „Ich muss selektieren. [...] Ich lese nur was mich interessiert“ (B07). So wie bereits in der teilnehmenden Beobachtung festgestellt, präsentiert sich das Leseverhalten auch in der eigenen Nacherzählung der BesucherInnen als höchst individuell. Was die Statements jedoch eint, ist die tendenzielle Annahme, dass in einer Ausstellung die Texte zum (möglichst vollständigen) Lesen vorhanden seien, das eigene Verhalten mehr oder weniger an der Idealform ausgerichtet und vor allem dahingehend erklärt wird. Als dominanter Hintergrunddiskurs gilt, sich kompetent zu verhalten beziehungsweise bezogen auf die Ausstellung ein „guter“ Besucher, eine „gute“ Besucherin sein zu wollen¹⁸.

b) „Leichte Sprache wurde bei dieser Ausstellung zum ersten Mal neben den regulären Saaltexten gleichwertig in die Ausstellung integriert. Für wen, glauben Sie, kann Leichte Sprache den Zugang zum Museum erleichtern? Und wie finden Sie das?“

Die zweite Frage führte die Leichte Sprache als Gesprächsstoff ein. Nachdem sich rasch herausstellte, dass für viele BesucherInnen nicht eindeutig zu sein schien, um welche Textsorte es sich handelte, wurde der Ort der BesucherInnenbefragung angepasst. Mit den beiden Texttafeln regulärer Raumtext und Leichte Sprache im Sichtfeld, konnten sich die BesucherInnen die Texte in Leichter Sprache noch einmal in Erinnerung rufen oder sich vor Ort ein Bild verschaffen. Nur etwa ein Drittel der Befragten war bereits explizit mit dem Konzept von Leichter Sprache vertraut. Konfrontiert mit den beiden Textsorten befand jedoch der Großteil (18 von 20 Personen) die Informa-

tionen als hilfreich für sich oder andere Personen. Die AdressatInnen der Leichte Sprache-Texte wurden nicht als Minderheit betrachtet oder als Menschen mit Lernschwierigkeiten definiert, wie die ErstadressatInnen von Leichter Sprache in der Theorie genannt werden¹⁹. Stattdessen benannten die Befragten die Texte in Leichter Sprache als zugangserleichternd für „Kinder“, „ältere Herrschaften“ (B01), „Jugendliche“ (B19), „Nicht-Deutschsprachige, Touristen, Leute mit wenig Zeit“ (B08), „die Ungebildeten und die, die nicht so viel lesen wollen, wie ich zum Beispiel“ (B12), das heißt im Grunde für „alle“ (B07). Diese große Vielfalt der genannten Profiteure von Leichter Sprache steht argumentativ in einer Linie mit dem „Design for all“-Zugang, der darauf aufbaut, dass, auch wenn nur eine kleine Minderheit inklusive Angebote wirklich benötigt, die Mehrheit einen Vorteil daraus ziehen kann²⁰. Bei der eigenen Meinung zur Leichte Sprache im Museum differenzieren sich die Antworten insofern in drei (sich überlappende) Stränge, wenn die eigene Meinung bei relativer Unvertrautheit mit dem Phänomen schwer auszumachen ist, die Nützlichkeit für einzelne/viele/alle betont wird oder auch partiell die alleinige Relevanz der regulären Raumtexte zur Distinktion kommuniziert wird.

c) „Zum Abschluss möchte ich Sie zusammenfassend gerne um Kritik und/oder Lob zum Angebot der Leichten Sprache im Salzburg Museum bitten. Was möchten Sie dem Museum hier für Anregungen mitgeben?“

Wenn sich bereits in der zweiten Frage gezeigt hat, dass Leichte Sprache keine Problematik für BesucherInnen darstellt, so wird dies auch bei den Anregungen für die weitere Textgestaltung deutlich. Selbst die skeptischen BesucherInnen stimmen nicht für eine Abschaffung der Leichten Sprache im Museum, sondern für deren Fort-

führung. Genannte Gründe liegen in der Kontinuität des Angebots, das weitergeführt werden soll, dem allgemeinen Lesekomfort durch die beiden Texte und der Hilfestellung für BesucherInnen, die diese Texte brauchen. So steht gewissermaßen der Service-Wert von Leichter Sprache im Museum für einzelne oder auch viele im Fokus, der sich durch die leichte Verständlichkeit der Worte, die rasche Orientierung durch die Strukturierung und die Pointierung der Inhalte charakterisiert. „Worum geht es? Interessiert mich das? Und will ich vielleicht dazu noch mehr wissen?“, sind demnach Fragen, die über Leichte Sprache rasch beantwortet werden können. Das Angebot von Leichter Sprache als Zusatz zu den regulären Ausstellungstexten und -inhalten mag damit auch dem zeitgenössischen Mediennutzungsverhalten mit dem sehr visuell geprägten Konsum von „bits and pieces“ (etwa in sozialen Medien wie Twitter und Facebook), der gleichzeitigen Nutzung verschiedener Medien (wie etwa TV und Smartphone) und dem Switchen zwischen Inhalten (wie schon beim traditionellen Zapping) entsprechen. Sich einfach zurechtzufinden und rasch zu orientieren sind dahingehend Wünsche, die sowohl an Medien wie auch an Museen herangetragen werden.



Abb. 8: *Blick in die Ausstellung „Erzähl mir Salzburg!“*



VON VERSTÄNDNIS UND VERSTÄNDLICHKEIT

Wie die Ergebnisse und Schlussfolgerungen aus der Textanalyse und der BesucherInnenbefragung zeigen: Über Leichte Sprache im Museum lässt es sich definitiv streiten. Denn, kurz gefasst, Leichte Sprache vereinfacht und bringt inhaltliche Veränderungen wie stilistische Prägungen mit sich, für die manche kein Verständnis haben und keinen Platz im Museum sehen. Gerade hohe fachliche Ansprüche und bildungssprachliche Standards beißen sich mit dem System der Leichten Sprache, sodass Widerstände aus dieser Ecke bei einer möglichen Einführung von Leichte Sprache bisweilen gar als die größte Hürde angesehen werden können. Von einem komplexen wissenschaftlichen in einen einfachen alltagssprachlichen Stil zu wechseln, bei dem die Verständlichkeit an oberster Stelle steht, mag nicht immer einfach sein.

Doch so aufgeregt sich der öffentliche und teils auch museale Diskurs über Leichte Sprache ausnimmt, so wenig ist von dieser Stimmung im Ausstellungsraum zu spüren. Hier herrscht

größtenteils Gelassenheit gegenüber der Leichten Sprache vor. Denn Leichte Sprache stört BesucherInnen nicht nur nicht, vielmehr ist sie ihnen ein willkommenes Service. So mögen Diskurse in Leichter Sprache im Museum Verständlichkeit generieren, wenn diese eine notwendige Hilfestellung für manche Menschen mit Beeinträchtigungen und in der Anbindung an die regulären Ausstellungstexte ein Zusatzangebot für verschiedenste NutzerInnen bieten – von Kindern über Deutschlernende bis hin zu BesucherInnen mit dem Wunsch nach Orientierung, Pointierung und Überblick. Diskurse über Leichte Sprache generieren zudem aber auch Verständnis, wenn der reguläre Raumtext und jener in Leichter Sprache sowie inklusive Bestrebungen und bildungsbürgerliche Prägungen nicht gegeneinander ausgespielt werden. Denn wo, wenn nicht im Museum, verstanden als öffentliche Institution mit einem inklusiven Bildungsanspruch, könnte gerade der Hunger auf Kunst und Kultur durch spezifische Fachinformation wie auch Übersetzungen in Leichte Sprache besser gestillt werden?



Anmerkungen

- ¹ Michel Foucault: Archäologie des Wissens. Frankfurt am Main 1988. Orig.: L'archéologie du savoir. Paris 1969.
- ² Hier beziehe ich mich auf die Wissenssoziologische Diskursanalyse und den Forschungsansatz von Grounded Theory im Kontext der interpretativen Sozialforschung, siehe Reiner Keller: Diskurse und Dispositive analysieren. Die Wissenssoziologische Diskursanalyse als Beitrag zu einer wissenschaftlichen Profilierung der Diskursforschung. Forum Qualitative Sozialforschung. Bd. 8, Nr. 2, Mai 2007. Online verfügbar unter <http://nbnresolving.de/urn:nbn:de:O114fqS0702198> (letzter Zugriff: 23.8.2017).
- ³ Klaus Candussi und Walburga Fröhlich: Informationsbarrieren und Wege zu ihrer Überwindung. Das Konzept „Barrierefreie Information“, seine Herleitung und seine Funktionen. In: Klaus Candussi und Walburga Fröhlich (Hrsg.): Leicht Lesen. Der Schlüssel zur Welt. Wien – Köln – Weimar 2015, S. 9–38.
- ⁴ Zu den wenigen Publikationen gehören: Patrick S. Föhl: Ausgewählte Vermittlungsmethoden für Menschen mit Lernschwierigkeiten im Museum. In: Patrick S. Föhl, Stefanie Erdrich, Hartmut John und Karin Maaß (Hrsg.): Das barrierefreie Museum. Theorie und Praxis einer besseren Zugänglichkeit. Ein Handbuch. Bielefeld 2007, S. 121–128. – Tanja Blum: Die Leichte Sprache als Aufgabe für die Museumspädagogik am Beispiel des Fugger und Welser Erlebnismuseums in Augsburg. Bachelor Arbeit. Universität Augsburg 2014. – Cordula Nolte und Sonja Kinzler (Hrsg.): Wissenschaft für Alle. In Ausstellungen barrierefrei präsentieren. Das Beispiel LeibEigenschaften. Kiel 2012. – Stephan Siebert: „1975/2015 – Schiffe erzählen Museumsgeschichten“ – Eine Untersuchung zum Umgang mit Leichter Sprache im Museum – das Beispiel DSM. In: Bettina M. Bock, Ulla Fix und Daisy Lange (Hrsg.): „Leichte Sprache“ im Spiegel theoretischer und angewandter Forschung. Berlin 2017. – Eeva Rantamo: Kunst- und kulturgeschichtliche Führungen in leicht verständlicher Sprache – Entwicklung einer Methodik in deutsch-finnischer Zusammenarbeit. In: Bettina M. Bock, Ulla Fix und Daisy Lange (Hrsg.): „Leichte Sprache“ im Spiegel theoretischer und angewandter Forschung. Berlin 2017.
- ⁵ Siehe z.B. Uwe Flick: Triangulation. Eine Einführung. Wiesbaden 2011.
- ⁶ In diesem Sinne war es eine Bereicherung, dass im Projektzeitraum ebenso eine Eye-Tracking-Studie im Salzburg Museum zur Landesausstellung durchgeführt wurde. Wie der Beitrag von Christian Flandera, Mattia Rainoldi und Mario Jooss in diesem Band zeigt, war das Erkenntnisinteresse dieser Studie breiter aufgefasst, indem die allgemeine Rezeption der Ausstellung „Erzähl mir Salzburg!“ nach Aufmerksamkeitsfokussierungen untersucht wurde und in Praxisempfehlungen für weitere Ausstellungsgestaltungen mündete.
- ⁷ Während der reguläre Raumtext mit weißer Schrift auf schwarzem Grund angebracht ist und noch die englische Fassung darunter beinhaltet, ist der Text in Leichter Sprache analog der Vorgaben in schwarzer Schrift auf weißem Grund zu lesen und nahezu durchgehend mit einer Verortungskarte des beschriebenen Geschehens ausgestattet. Zudem ist der Text in Leichter Sprache mit dem Gütesiegel Leicht Lesen – LL A2 von capito gekennzeichnet.
- ⁸ Interview mit Christiane Maaß am 21.8.2017.
- ⁹ Zitat aus dem einführenden Ausstellungstext zu „Erzähl mir Salzburg!“.
- ¹⁰ So heißt es dort in einer Aufzählung: „In der Ausstellung erkennt man folgende Dinge: - Die Geschichten sind zu verschiedenen Zeiten anders erzählt worden. / - Die Menschen erzählen die gleichen Geschichten anders, weil sie etwas anderes wichtig finden. / - Geschichten können Menschen beeinflussen. Daher soll man immer überlegen was die Geschichten aussagen möchten“.
- ¹¹ Zum Regelwerk siehe etwa als Überblick: Bundesministerium für Arbeit und Soziales (Hrsg.): Leichte Sprache. Ein Ratgeber. Berlin 2014. Online unter http://www.bmas.de/SharedDocs/Downloads/DE/PDF-Publikationen/a752-ratgeber-leichte-sprache.pdf;jsessionid=9650466FB6633DF8C6587FE9938C1B15?__blob=publicationFile&v=2 (letzter Zugriff 23.8.2017) oder in ausführlicher wissenschaftlicher Erläuterung den Duden-Band: Ursula Bredel und Christiane Maaß: Leichte Sprache. Theoretische Grundlagen. Orientierung für die Praxis. Berlin 2016.
- ¹² In individueller Bezugnahme auf die Beschaffenheit des Raumes, Art der Objekte, Inhalte und vieles mehr wurden, wie Nadja Al Masri-Gutternig erläutert, die Texte in Leichter Sprache jeweils individuell abgestimmt. Das Ziel war, BesucherInnen zu vermitteln, um was es geht, und nicht Fragen zu Themen aufzuwerfen, die möglicherweise unbekannt sind. Persönliche Kommunikation am 24.8.2017.
- ¹³ Wie Anm. 11.
- ¹⁴ Amüsant kommentiert im Artikel „Verachten wir den Wissenschaftsjargon“ von Wolf Schneider in seiner Serie Stilkunde Deutsch. In: Die Zeit Nr. 20, 2012.

- ¹⁵ Für den musealen Bereich siehe etwa: Evelyn Dawid und Robert Schlesinger (Hrsg.): *Texte in Museen und Ausstellungen*. Ein Praxisleitfaden. Bielefeld 2002.
- ¹⁶ Persönliche Kommunikation mit Nadja Al Masri-Gutternig am 4.5.2016.
- ¹⁷ Siehe etwa die Kolumne von Konrad Paul Lissmann in der Neuen Zürcher Zeitung vom 20.7.2016 oder auch der Kommentar zum neuen ORF-Teletext Angebot „Nachrichten Leicht Verständlich“ in Alfred Dorfers ZEIT-Kolumne vom 17.7.2017, der noch weitere Kreise zog: <https://www.bizeps.or.at/lieber-herr-dorfer-gute-satire-gelingt-nicht-immer> (letzter Zugriff 24.8.2017).
- ¹⁸ Näheres zu dieser These und meinen Forschungen zum Rezeptionsverhalten von BesucherInnen siehe: Luise Reitstätter: *Die Ausstellung verhandeln. Von Interaktionen im musealen Raum*. Bielefeld 2015.
- ¹⁹ Siehe etwa Patrick S. Föhl: *Ausgewählte Vermittlungsmethoden für Menschen mit Lernschwierigkeiten im Museum*. In: P. S. Föhl u.a. (Anm. 4), S. 121–128.
- ²⁰ Siehe etwa Colin Barnes: *Understanding Disability and the Importance of Design for All*. In: *Journal of Accessibility and Design for All*, Bd. 1, Nr. 1, 2011, S. 55–80.

Literatur

Tanja Blum: *Die Leichte Sprache als Aufgabe für die Museumspädagogik am Beispiel des Fugger und Welser Erlebnis-museums in Augsburg*. Bachelor-Arbeit. Universität Augsburg 2014.

Ursula Bredel und Christiane Maaß: *Leichte Sprache. Theoretische Grundlagen. Orientierung für die Praxis*. Berlin 2016.

Bundesministerium für Arbeit und Soziales (Hrsg.): *Leichte Sprache*. Ein Ratgeber. Berlin 2014. Online unter http://www.bmas.de/SharedDocs/Downloads/DE/PDF-Publikationen/a752-ratgeber-leichte-sprache.pdf;jsessionid=9650466F-B6633DF8C6587FE9938C1B15?__blob=publicationFile&v=2 (letzter Zugriff 23.8.2017).

Klaus Candussi und Walburga Fröhlich: *Informationsbarrieren und Wege zu ihrer Überwindung. Das Konzept „Barrierefreie Information“, seine Herleitung und seine Funktionen*. In: Klaus Candussi und Walburga Fröhlich (Hrsg.): *Leicht Lesen. Der Schlüssel zur Welt*. Wien – Köln – Weimar 2015, S. 9–38.

Colin Barnes: *Understanding Disability and the Importance of Design for All*. In: *Journal of Accessibility and Design for All*, Bd. 1, Nr. 1, 2011, S. 55–80.

Evelyn Dawid und Robert Schlesinger (Hrsg.): *Texte in Museen und Ausstellungen*. Ein Praxisleitfaden. Bielefeld 2002.

Uwe Flick: *Triangulation. Eine Einführung*. Wiesbaden 2011.

Patrick S. Föhl: *Ausgewählte Vermittlungsmethoden für Menschen mit Lernschwierigkeiten im Museum*. In: Patrick S. Föhl, Stefanie Erdrich, Hartmut John und Karin Maaß (Hrsg.): *Das barrierefreie Museum. Theorie und Praxis einer besseren Zugänglichkeit*. Ein Handbuch. Bielefeld 2007, S. 121–128

Michel Foucault: *Archäologie des Wissens*. Frankfurt am Main 1988. Orig.: *L'archéologie du savoir*. Paris 1969.

Reiner Keller: *Diskurse und Dispositive analysieren. Die Wissenssoziologische Diskursanalyse als Beitrag zu einer wissenschaftlichen Profilierung der Diskursforschung*. *Forum Qualitative Sozialforschung*. Volume 8, No. 2, Mai 2007. Online verfügbar unter <http://nbnresolving.de/urn:nbn:de:0114fq0702198> (letzter Zugriff: 23.8.2017).

Cordula Nolte und Sonja Kinzler (Hrsg.): *Wissenschaft für Alle. In Ausstellungen barrierefrei präsentieren. Das Beispiel LeibEigenschaften*. Kiel 2012.

Eeva Rantamo: *Kunst- und kulturgeschichtliche Führungen in leicht verständlicher Sprache – Entwicklung einer Methodik in deutsch-finnischer Zusammenarbeit*. In: Bettina M. Bock, Ulla Fix und Daisy Lange (Hrsg.): *„Leichte Sprache“ im Spiegel theoretischer und angewandter Forschung*. Berlin 2017, S. 491–493.

Luise Reitstätter: *Die Ausstellung verhandeln. Von Interaktionen im musealen Raum*. Bielefeld 2015.

Stephan Siegert: *„1975/2015 – Schiffe erzählen Museumsgeschichten“ – Eine Untersuchung zum Umgang mit Leichter Sprache im Museum – das Beispiel DSM*. In: Bettina M. Bock, Ulla Fix und Daisy Lange (Hrsg.): *„Leichte Sprache“ im Spiegel theoretischer und angewandter Forschung*. Berlin 2017, S. 485–489.



Erbet Weltmeyer

erschaffen von Herge H. Stein-Culturlog, Kunstwissenschaftler
Die Frau des berühmten Carlheinz Gewerken ist von dem
Died Wöllers (auch über die Carlheinz A. He, Carl Heide
die eine Bekannte von einer Carl zu, aber die andere Frau
beschreibt diese mit seinem Blick. Die andere die die Idee
mit glühender Verwirrung können tunen Zeit.

Quelle: in: Stein-Culturlog, Kulturlog, Stein-Culturlog

„EYE-TRACKING“ IM MUSEUM



ERFAHRUNGEN

Christian Flandera,
Mattia Rainoldi, Mario Jooss

Wohin gleiten die Blicke von MuseumsbesucherInnen eigentlich bei ihrem Ausstellungsbesuch? Wie lange betrachten sie einzelne Exponate? Sind Beschriftungen und Platzierungen so gewählt, dass sie überhaupt wahrgenommen werden? Diese und andere Fragen stellen sich vermutlich viele KuratorInnen und AusstellungsmacherInnen. Der traditionelle Ansatz, dies zu ergründen, wäre eine klassische BesucherInnen-Befragung. Das Salzburg Museum hat hier, gemeinsam mit der Fachhochschule Salzburg, im Rahmen des Forschungsprojekts „Lernerlebnisse im Museum: Eine Eye-Tracking-Studie“ mit finanzieller Unterstützung des Bundeskanzleramt und des Landes Salzburg einen anderen Ansatz gewählt. Der Anglizismus „Eye-Tracking“, zu Deutsch „Blickerfassung“, bezeichnet eine technische Methode, die Augenbewegungen einer Person digital aufzuzeichnen und diese Aufzeichnung dann auszuwerten. Die ProbandInnen tragen zu diesem Zweck eine „Brille“. In dieser Datenbrille ist zum einen ein Infrarot-Sensor integriert, der die Augenbewegungen aufzeichnet; zum anderen wird mit einer Kamera die Sehperspektive der Testperson erfasst und ebenfalls gespeichert. Viele Facetten eines Museumsbesuches lassen sich dabei ergründen. Analog der Schwerpunktsetzung des Handbuches konzentriert sich dieser Beitrag auf Fragen der Text- und Objektplatzierung.

Abb. 1: Ausstellungsansicht „Erzähl mir Salzburg!“

EYE-TRACKING BEI DER SALZBURGER LANDESAUSSTELLUNG



Im Vorfeld der Landesausstellung 2016 wurden Überlegungen angestellt, wie eine wissenschaftliche Begleitung der Ausstellung aussehen könnte, die einen nachhaltigen Effekt für die weitere Museumsarbeit in Salzburg und auch darüber hinaus haben kann. In der Vergangenheit wurden im Salzburg Museum dazu BesucherInnen-Befragungen durchgeführt. Dies erschien allerdings für die vorliegende Fragestellung nicht aussagekräftig genug. Es bestand die Hoffnung, eine Methode zu finden, die nicht so sehr die Zufriedenheit der BesucherInnen mit den gezeigten Inhalten zu ergründen suchte, da diese ja singular waren und in den nächsten Jahren nicht wiederholt werden würden. Vielmehr war das Bestreben, Grundsätzliches über das Lernerlebnis, die Wahrnehmung der Inhalte, die Textplatzierung und den Medieneinsatz aus Sicht der BesucherInnen zu erfahren.

Mit einer mobilen Eye-Tracking-Analyse scheint die richtige Erhebungsmethode gefunden zu sein. Als Vorteil gegenüber einer Fragebogenerhebung wird vor allem der Umstand betrachtet, dass es hier weder ein Problem mit der „Ehrlichkeit“ bei der Fragenbeantwortung gibt, noch mit allfälligen Erinnerungslücken der Testpersonen. Auch kann ein Verhalten ausgewertet werden, dass die BesucherInnen entweder nicht bewusst wahrnehmen oder nur schwer verbalisieren können. Und schließlich gab es im musealen Bereich bisher überwiegend stationäre Studien mit Eye-Tracking-Systemen. Die wissenschaftliche Bearbeitung einer Fragestellung, die die Analyse der Bewegung der BesucherInnen im Ausstellungsraum zulässt,

erfolgte bisher nur in Ausnahmefällen. Eine Studie, die so viele Probanden (siehe unten) während der Besichtigung mehrerer Räume einer musealen Ausstellung beobachtet, dürfte bisher überhaupt noch nicht durchgeführt worden sein.

Eye-Tracking an sich ist jedoch keine neue Erhebungsmethode: Dies zeigt sich etwa daran, dass die Suchmaschine Google im Juni 2017 mehr als 18 Millionen Treffer bei der Eingabe dieser Wortfolge ergab. Gerade der technische Fortschritt der letzten Jahre hat die Möglichkeiten dieses Technikeinsatzes massiv verbessert. Während zu Beginn nur stationäre Versuchsanordnungen möglich waren, wurde die Erhebungsmethode zunehmend mobiler. Anfangs mussten die Versuchspersonen noch einen Rucksack mit einem Laptop tragen, der die Datenaufzeichnung übernahm. Heute, so auch bei der vorliegenden Studie, erfolgt die Aufzeichnung mittels einer leichten und tragbaren "Recording Unit". Der große Vorteil einer solch kleinen Speichereinheit liegt vor allem darin, dass die Testperson in ihrer Bewegung nicht mehr eingeschränkt ist. Auch tritt die Tatsache, dass eine Aufzeichnung der Augenbewegungen erfolgt, für die Testpersonen schon bald in den Hintergrund.

Die Eye-Tracking-Technologie wurde und wird nicht nur für wissenschaftliche Zwecke in den unterschiedlichsten Disziplinen eingesetzt, sondern findet in der Werbewirtschaft ebenso Anwendung wie in der Industrie etwa zur Verbesserung der Bedienbarkeit von Produkten.



PROJEKTSTRUKTUR UND ABLAUF

Die Studie des Salzburg Museum und der FH Salzburg wurde im Zeitraum vom 18. Juni bis 17. August 2016 in den Räumlichkeiten des Salzburg Museum in der Neuen Residenz durchgeführt. Es wurden dabei die ersten sechs Räume (von insgesamt zwölf) des Ausstellungsteils „Erzähl mir Salzburg!“ im ersten Obergeschoß ausgewählt. Diese Auswahl begründet sich zum einen im Umstand, dass hier erstmals Leichte Sprache zum Einsatz kam und zum anderen im praktischen Umstand, dass es nach sechs Ausstellungsräumen die räumliche Möglichkeit gab, eine Postbefragung der ProbandInnen durchzuführen.

Einen wesentlichen Unterschied zur Befragung mittels Fragenbogen stellt die Größe der Stichprobe dar. Da eine Vollerhebung – also eine Befragung aller BesucherInnen – unmöglich ist, galt es eine Anzahl festzulegen, die möglichst repräsentativ für die Gesamtmenge ist. Bei der vorliegenden Studie wurden 67 MuseumsbesucherInnen mittels eines Pre-Tests befragt, und bei 34 Personen kam die Eye-Tracking-Methode zum Einsatz. Im Vergleich zu einer quantitativen Meinungsumfrage oder einer gängigen BesucherInnen-Befragung sieht diese Stichprobengröße auf den ersten Blick sehr klein aus. Wenn man sich jedoch vor Augen hält, dass die Auswertung auf fast 26 Stunden an Videomaterial fußt und sich hierin 214.263 Fixationen manifestiert haben, wird schnell klar, dass den folgenden Aussagen eine enorme Datenmenge zugrunde liegt. Pre-Test und Post-Befragung wurden mit dem Softwaretool „SurveyMonkey“ durchgeführt. Die Studie

selbst wurde mit der Eye-Tracking-Brille Tobii Pro Glasses 2 der schwedischen Firma Tobii durchgeführt. Die Auswertung erfolgte zum einen mittels der firmeneigenen Software Tobii Pro Glasses Analyzer und zum anderen mit der Statistiksoftware SPSS 24 von IBM.

Insbesondere das geringe Gewicht der Datenbrille – sie wiegt nur 45 Gramm – ermöglichte es, der Testperson ohne Einschränkungen oder Behinderungen die Ausstellung zu besichtigen. Die BesucherInnen wurden im Eingangsbereich des Salzburg Museum vorselektiert und nach ihrer Bereitschaft gefragt, an der Studie teilzunehmen. Im Falle einer Einwilligung wurde mit ihnen der aus sechs Fragen bestehende Pre-Test durchgeführt, wobei die Datenerfassung durch den Studienleiter direkt vor Ort mittels eines Tablets erfolgte. Das verwendete Softwaretool SurveyMonkey ermöglicht dabei, die Daten online einzugeben und sofort in einer Datenbank abzulegen. Bei der Stichprobe wurden keine BesucherInnengruppen oder Personen, die einen Multimediaguide nutzen wollten, berücksichtigt, da dies die freie Entscheidung über den Ablauf des Museumsbesuchs beeinflusst hätte. Weiters wurden – um die Erhebung nicht zu verkomplizieren – nur Personen befragt, die der deutschen Sprache mächtig waren. Personen, die für den Ausstellungsbesuch eine Lesebrille benötigt hätten, konnten aus technischen Gründen ebenfalls nicht berücksichtigt werden.

Die zur Auswertung herangezogenen Aufnahmen gliedern sich wie folgt: (Siehe Tabelle auf der nächsten Seite.)

| SOZIODEMOGRAPHISCHE FAKTOREN | EINHEIT | ANZAHL WERT | PROZENT DURCHSCHNITT |
|------------------------------|------------------------|-------------|----------------------|
| Geschlecht | männlich | 14 | 41,2 % |
| | weiblich | 20 | 58,8 % |
| Alter | Alterspanne | 17–80 | 39,09 Ø |
| Beschäftigungsstatus | berufstätig | 23 | 67,6 % |
| | in Ausbildung | 7 | 20,6 % |
| | in Pension | 4 | 11,8 % |
| Bildungsgrad | Mittlere Reife | 3 | 8,8 % |
| | Matura/Abitur | 9 | 26,5 % |
| | Bachelor | 4 | 11,8 % |
| | Master/Magister/Diplom | 15 | 34,1 % |
| | Promotion | 3 | 8,8 % |
| Staatsbürgerschaft | Österreich | 25 | 73,5 % |
| | Deutschland | 5 | 14,7 % |
| | Italien | 1 | 2,9 % |
| | Sonstige* | 3 | 8,8 % |
| Wohnsitz | Salzburg Stadt | 12 | 35,3 % |
| | Salzburg Land | 10 | 29,4 % |
| | Andere Bundesländer | 8 | 23,5 % |
| | Ausland | 4 | 11,8 % |

*Frankreich: 1; Schweden: 1; Slowenien: 1

Anzumerken gilt es noch, dass die BesucherInnen nach ihrer Zustimmung und der Kalibrierung der Brille zum Beginn des Rundgangs im ersten Obergeschoß begleitet wurden und

danach erst wieder nach Absolvierung der sechs Räume Kontakt mit einem Mitglied des Forschungsteams hatten.

STUDIENERGEBNISSE



Wie bereits erwähnt liegen fast 26 Stunden an Videomaterial von 34 Personen der Studie zu Grunde. Während die kürzeste Besuchsdauer nur rund 10 Minuten betrug, dauerte der längste Durchlauf mehr als 90 Minuten. Die durchschnittliche Aufenthaltsdauer in den sechs Räumen

betrug 45 Minuten und 23 Sekunden. Wie erwartet war die Aufmerksamkeitsdauer in den beiden ersten Räumen am längsten und nahm dann deutlich ab. Neben zahlreichen anderen Erkenntnissen brachte die Studie im Hinblick auf Textgestaltung und Positionierung folgende Einsichten.



POSITIONIERUNG RAUMTEXTE

Besonderes Augenmerk wurde in der Auswertung auf die Beachtung der Raumtexte gelegt – also jenem Text, der für jeden Raum das Thema umreißt. Hier wurde Folgendes festgestellt: Wenn die BesucherInnen beim Betreten des Raums direkt auf diesen Text treffen, wird er von nahezu allen gelesen. In den sechs Räumen war die Platzierung der Tafel architektonisch nur einmal so gelöst. Dieser Text wurde dann von mehr als 91 Prozent der ProbandInnen erkannt und gelesen. Ist der Raumtext an anderer Stelle positioniert, sinkt dieser Prozentwert rapide. In zwei Räumen etwa war die Tafel auf der Innenwand einmal rechts und einmal links von der Eingangstüre platziert. Während die Platzierung der Tafel auf der linken Seite der Türe nur 5,8 Prozent der BesucherInnen dazu animierte, sich mittels dieser Inhalte einen ersten thematischen Überblick zu verschaffen, wurde sie von 23,8 Prozent der BesucherInnen überhaupt negiert bzw. wohl eher übersehen. Jene Raumtafel, die auf der rechten Seite der Türe angebracht war, erzielte ähnlich schlechte Aufmerksamkeitswerte. Wesentlich besser, wenn auch nicht ideal, schnitt jener Raum ab, in dem die Raumtafel auf der linken Wand direkt neben der Türe (also im 90 Grad-Winkel) befestigt wurde – hier wurde sie von 44 Prozent als erstes entdeckt. Sofern räumlich möglich, wird das Salzburg Museum bei Ausstellungsprojekten nun darauf achten, dass die Einleitungstexte so platziert werden, dass sie „nicht zu übersehen sind“.

Bereits im ersten Raum zeigte sich jedoch eine Überraschung: Der neben dem Raumtext platzierte Raum- bzw. Lageplan fand im Schnitt nur 7,18 Sekunden die Aufmerksamkeit der

ProbandInnen. Die weiter unten beschriebenen Erfahrungen mit Medien- bzw. Inhaltskonkurrenzen lassen vermuten, dass die Distanz zwischen dem inhaltlichen Text und der Serviceleistung „Plan“ zu gering war. Hinkünftig wird das Salzburg Museum versuchen, hier eine Entzerrung der beiden inhaltlichen Ebenen durchzuführen.



ANGEBOTENE SPRACHEBENEN

Wie eingangs erwähnt und im Beitrag von Nadja Al Masri-Gutternig in diesem Band im Detail dargestellt, hatte sich das Salzburg Museum entschlossen, bei der Landesausstellung und somit auch in der Ausstellung „Erzähl mir Salzburg!“ Texte in Leichter Sprache bei den Raumtexten zum Einsatz zu bringen. Die Texte in Leichter Sprache wurden dabei – um von vornherein keine Wertigkeiten zu schaffen – direkt neben den üblichen Raumtexten platziert. So betrug im ersten Raum die Fixationszeiten der üblichen Texten 46,98 Prozent und jene des Textes in Leichter Sprache 48,81 Prozent. Die in der Konzeptionsphase bestehende Sorge, dass die Texte in Leichter Sprache abgelehnt werden würden, war somit unbegründet. Seither werden bei allen Ausstellungsprojekten des Salzburg Museum Texte auch in Leichter Sprache angeboten.

Neben der Leichten Sprache kommt im Salzburg Museum auch die englische Sprache standardmäßig zum Einsatz. Im Layout werden dabei die deutschsprachigen über den englischsprachigen Übersetzungen platziert. Die Studie zeigte nun, dass dies so lange gute funktioniert, solange die Texte nicht mehrspaltig werden. In einem der Räume wurde der Text –

aufgrund des Inhalts – zweispaltig, wobei auch hier der obere Text der deutschsprachige und der untere der englischsprachige war. Bei dieser Textanordnung zeigte sich, dass sich einige Leser in den englischsprachigen Text „verirrten“ und dann die zweite deutschsprachige Spalte nicht mit derselben Intensität studierten wie die erste. Die einfache Abhilfe wird hier sein, dass solche Layoutsituationen hinkünftig entweder vermieden werden oder ansonsten vom strikten Oben-unten-Schema zugunsten eines Links-rechts-Schemas bei den deutsch-englischen Texten abgegangen werden soll.

Abschließend kann noch festgehalten werden, dass sich ab dem sechsten Raum – der zwar das Ende der Erhebung bildete, jedoch im Rundgang erst die Hälfte des Weges markierte – bei den BesucherInnen Anzeichen von Müdigkeit zeigten. So wurde der Raumtext – obwohl ideal platziert – von einem Viertel der BesucherInnen überhaupt nicht mehr gelesen, und nur 17,6 Prozent lasen ihn zur Gänze.

BELEUCHTUNG



Generell zeigte sich in allen Räumen, dass die BesucherInnen mit konservatorisch bedingten niedrigen Luxzahlen (schwaches Licht) mehrfach Probleme hatten. Der „Videobeweis“ brachte auch zu Tage, dass manche Personen den zwar kreativen, aber nicht im Sinne des Erfinders liegenden Einfall hatten, die aus ihrer subjektiven Sicht schlechte Beleuchtung durch den Einsatz ihrer eigenen Handytaschenlampe zu kompensieren. Hier wird das Salzburg Museum in Zukunft bei Ausstellungen, die aus konservatorischen Gründen ebenfalls mit wenig Licht auskommen müssen, entsprechende Erläuterungen anbringen.

OBJEKTPLATZIERUNG



Neben der Platzierung der Raumtexte zeigte sich eine aus konservatorischen Gründen notwendige Vitrinenabdeckung als Hindernis auf dem Weg zum Kulturgenuss. Nur 38,2 Prozent der BesucherInnen errieten den Zweck der Abdeckung und kamen in den Genuss des Stille Nacht-Autograph von Joseph Mohr und die sogenannte Authentische Veranlassung seines Sangespartners Franz Xaver Gruber. Auch wenn ein aufgedruckter Hinweis dem Design abträglich ist, wird in solchen Fällen hinkünftig – im Sinne einer BesucherInnenorientierung – ein solcher notwendig sein.

MULTIMEDIAEINSATZ



Ebenfalls konnte festgestellt werden, dass die BesucherInnen vier verschiedene Videos in einem Raum – aber auf vier Screens – mit einer Gesamtlänge von 8:40 Minuten, nur 1:25 Minuten lang mit den Augen verfolgten. Ob sie in weiterer Folge vielleicht nur dem Ton (es handelt sich dabei um vier Sagenzählungen) lauschten, kann nicht beurteilt werden.

Der Einsatz von fix montierten Tablets konnte ebenfalls getestet werden, dabei zeigten sich mehrere interessante Erkenntnisse:

Erstens konnte festgestellt werden, dass jegliche Bedienungsform, die nicht mit der Bedienung eines Smartphones vergleichbar ist, für Verwirrung sorgt und rasches Desinteresse nach sich zieht. Was ist damit gemeint? Die BesucherInnen erwarten sich beim Einsatz von Tablets, dass sie „wischen“ und „zoomen“ können oder in einem Video „vorspulen“

beziehungsweise „stoppen“ können. Wenn diese vertrauten Gesten jedoch kein Ergebnis oder ein anderes liefern, werden alle Inhalte „links liegen gelassen.“

Zweitens konnte festgestellt werden, dass in der Wand – auf Augenhöhe – verbaute Tablets länger betrachtet werden als solche, die horizontal in Vitrinen oder Ausstellungsmöbel verbaute sind. Die Hintergründe dürften wohl schlichtweg ergonomischer Art sein, da ein lockeres Stehen vor einem Tablet in Augenhöhe deutlich bequemer ist als die leicht gebückte Haltung vor einem Ausstellungsmöbel. Und schließlich sind bei einer Positionierung an der Wand Spiegelungen im Display leichter auszuschließen.

Schließlich konnte drittens eine Medienkonkurrenz zwischen Touchscreen und klassischen Texten ausgemacht werden, wenn diese zu eng nebeneinander platziert werden. Dies führte zu einem Verlust der Aufmerksamkeit für den statischen Informationsträger. Der Abstand zwischen den beiden Textblöcken (digital und analog) bei einem der beiden geprüften Beispiele betrug 25 cm. Die Vermeidung eines solchen unbeabsichtigten Medien-Mixes wird eine der Antworten des Salzburg Museum sein.



CONCLUSIO

Die durchgeführte Studie erbrachte eine Vielzahl von Ergebnissen, die für die Praxis relevant und verwertbar sind. Viele Fragen, die bisher mit den Instrumenten der teilnehmenden Beobachtung und BesucherInnenbefragung ergründet wurden, können mit der Eye-Tracking-Methode um zahlreiche Ergebnisse berei-

chert werden. So spielt das Design des physischen Kontextes in Hinsicht auf die Dynamik der Lernerfahrung im Museum eine zentrale Rolle. Es lohnt sich, in der Planung einer Ausstellung mehr auf die Sichtbarkeit und eine gute Auffindung von Exponaten und Informationsquellen zu achten. BesucherInnen sollten mittels eines ununterbrochenen und aufbauenden Informationsflusses durch die Ausstellung geleitet werden, welcher die „Suchzeiten“ verringert, die Aufmerksamkeit anregt und den Lernprozess unterstützt. Zusätzlich sollte der Fokus auf eine ausgeglichene Verteilung der Inhalte in den einzelnen Ausstellungsräumen gerichtet werden, um Aufmerksamkeitseinbrüche und Müdigkeitserscheinungen zu vermeiden. In Zeiten der Digitalisierung ist es besonders wichtig, dass technologieunterstützte Informationsmedien den Status Quo der Technik und die alltäglichen Gewohnheiten der BesucherInnen widerspiegeln, um den modernsten Interaktionsgrad zu erlauben.

Zu wünschen wäre, dass die Ergebnisse von durchgeführten Studien publiziert werden und sich die AkteurInnen vernetzen, um den Erkenntnisgewinn zu teilen. Im Endeffekt ging es den Studienautoren – wie eingangs erwähnt – um die Ergründung des „Lernerlebnisses“ bzw. der Inhaltswahrnehmung. Denn nur wenn bekannt ist, was tatsächlich beim Auge der Besucherin oder des Besuchers ankommt, können Ausstellungen so gestaltet werden, dass die Chancen hoch sind, dass das von KuratorInnen gewünschte Erlebnis bzw. die gewonnene Erkenntnis auch von den Gästen geteilt werden können.

Anmerkung: Zur leichteren Lesbarkeit des Textes wurde weitgehend auf Zitate und Literaturverweise verzichtet. Sämtlich hier nicht erwähnte Literatur findet sich in der Langfassung der Studie, die bei den Autoren angefordert werden kann.

DEUTSCH LERNEN IM MUSEUM





THEORETISCH GEDACHT – PRAKTISCH UMGESETZT

Theresa Bogensperger,
Margareta Strasser, Denis Weger

Dieser Beitrag beschäftigt sich mit dem Konzept eines Deutschkurses im Museum. Basierend auf grundlegenden Überlegungen zu den Potenzialen des Museums als Ort des Fremdsprachenlernens zeigen wir anhand von praktischen Beispielen aus dem Deutschkurs zur Ausstellung „Erzähl mir Salzburg!“ im Salzburg Museum, wie Arbeitsmaterialien für einen Sprachkurs konzipiert sein können, die den Mehrwert des Museums als Ort für sprachliches und kulturelles Lernen nutzen. Ausgehend von den Ausstellungsobjekten und -inhalten wurde ein handlungsorientiertes, an den Interessen der TeilnehmerInnen orientiertes Kurskonzept entwickelt, in dem insbesondere die Textkompetenz, die reflexive Handlungskompetenz und die Autonomie der Lernenden gestärkt werden sollten.

Abb. 1: Café im Ausstellungsbereich

1. DAS MUSEUM ALS ORT SPRACHLICHEN UND KULTURELLEN LERNENS



Museen haben in den vergangenen Jahren in Bezug auf ihre Funktion eine Fokusänderung durchgemacht, von den traditionellen Funktionen Sammeln, Katalogisieren, Bewahren und Kommunizieren hin zur „genussvollen Bildungsvermittlung“¹. Das Museum als außerschulischer Lernort bietet dabei die Möglichkeit einer besonders authentischen und intensiven Auseinandersetzung mit Kunst und Kultur. Da die Ausstellungen zumeist nicht speziell für die Lernenden aufbereitet wurden, sind diese im Museum mit einer komplexen Realität konfrontiert, die sie sich durch eine individuelle und/oder gemeinsame Auseinandersetzung auf vielseitige Weise erschließen können. Als besonders „museumsrelevant“ werden die Fächer Geschichte, Kunst und Religion eingestuft. Drei Merkmale des Lernens im Museums machen diesen Lernort aber auch für den Fremd-/Zweitsprachenunterricht äußerst attraktiv: der reichhaltige Input, die Vielfalt an Gesprächsimpulsen sowie die vielseitigen Möglichkeiten für kulturelles Lernen².

Die Vermittlung der sprachlichen Fertigkeiten Verstehen (Hören, Lesen), Sprechen (zusammenhängendes Sprechen, an Gesprächen teilnehmen) und Schreiben ist eine der Hauptaufgaben jeglichen Sprachunterrichts. Im Museum können (sprachliche) Lernprozesse insbesondere durch den reichen Input gefördert werden: Einerseits stellt das Museum eine Vielfalt an sprachlichem Input zur Verfügung, wie etwa schriftliche Ausstellungstexte, Filme oder gesprochene Sprache bei Führungen. Andererseits bietet das Versprachlichen von Gedanken und Eindrücken zu Exponaten sowie das Diskutieren darüber die

Möglichkeit, die produktive Sprachkompetenz der Lernenden zu fördern. Den Ausgangspunkt für die Sprachproduktion bilden konkrete Objekte, was den Bedeutungserwerb sowie die fremdsprachliche Auseinandersetzung erleichtert. Ein weiteres Potenzial des Lernorts Museum liegt in der Multimedialität: Durch die Verbindung von taktilen, visuellen und sprachlichen Reizen werden verschiedene Sinneskanäle angesprochen, was sich, wie neurologische Studien (z. B. Calvert/Lewis 2004³) belegen, besonders nachhaltig auf das (sprachliche) Lernen auswirkt⁴.

Ein besonderer Wert des Lernorts Museum für den fremdsprachlichen Unterricht besteht in Bezug auf kulturelles Lernen, denn da kulturelles Lernen, wie es in Museen stattfindet, sehr eng mit dem sprachlichen Lernen verknüpft ist⁵. Kulturelles Lernen thematisiert „die diskursiven Prozesse der Bedeutungszuschreibung und Bedeutungsaushandlung in der fremden Sprache sowie insbesondere die kulturellen Ressourcen in Form von Wissensordnungen und kulturellen Mustern, auf die dabei zurückgegriffen wird“⁶.

Unter „Kultur“ verstehen wir dabei, Claus Altmayer folgend, keine homogene Nationalkultur, sondern „ein Repertoire an Wissen, das wir mindestens zum Teil mit anderen gemeinsam haben, denn nur dann kommt auch eine gemeinsame Weltdeutung zustande, die der sozialen Interaktion zugrunde liegt. Dieses Repertoire an Wissen, an symbolischer Ordnung, das uns für die gemeinsame Deutung von Welt und Wirklichkeit zur Verfügung steht – das ist eben Kultur“⁷.

Altmayer¹⁰ führt vier Arten kultureller Muster an, auf die Menschen im Diskurs als Ordnungskategorien zurückgreifen: 1) kategoriale Muster zur Klassifikation und Einteilung von Personen

und Situationen, 2) topologische Muster zur Orientierung im Raum, 3) chronologische Muster zur Orientierung in der Zeit sowie 4) axiologische Muster, die sich auf „Werte und werthafte Vorstellungen“¹¹ beziehen.

Durch dieses Kulturverständnis ergibt sich als ein Ziel kulturellen Lernens im Rahmen fremdsprachlichen Unterrichts, den Lernenden die Partizipation an kulturellen Diskursen zu ermöglichen⁸. Der Lernort Museum kann, ebenso wie didaktisch aufbereitete historische Orte, ein idealer Ort sein, um Lernenden Zugänge zu solchen Diskursen zu eröffnen⁹, worauf wir in Abschnitt 2.2 weiter eingehen werden.

Trotz der bisher genannten Vorteile, die das Sprachenlernen im Museum bietet, sind entsprechende Angebote jedoch noch selten¹². Gründe dafür gibt es viele¹³; als die wesentlichsten erscheinen uns die mangelnde sprachdidaktische Aufbereitung des Lernortes, die daraus resultierende erhöhte Arbeitsbelastung für die Lehrpersonen für eine solche didaktische Aufbereitung sowie eine gefühlt fehlende Kompetenz dazu. Im folgenden Abschnitt zeigen wir anhand einiger praktischer Beispiele exemplarisch, wie wir die Ausstellung „Erzähl mir Salzburg!“ für einen Deutschkurs didaktisch aufbereitet haben. Diese methodischen Überlegungen sind als Impuls für vergleichbare Kurskonzepte zu verstehen.



2. DEUTSCHKURS ZUR AUSSTELLUNG „ERZÄHL MIR SALZBURG!“

Der hier vorgestellte Deutschkurs fand von März bis Juni 2017 im Umfang von 90 Minuten wöchentlich im Salzburg Museum statt und war ein Teil des Kultur- und Forschungs-

projekts „Sag es einfach. Sag es laut. Leichte Sprache als Schlüssel zum Museum“, eines vom Bundeskanzleramt Österreich geförderten Projekts des Salzburg Museum in Kooperation mit dem Schwerpunkt Wissenschaft & Kunst und dem Sprachenzentrum der Universität Salzburg. Die Grundlage für die Konzeption des Kurses bildete die Ausstellung „Erzähl mir Salzburg!“, eine von drei Sonderausstellungen des Salzburg Museum zum 200-jährigen Jubiläum Salzburgs bei Österreich, die gemeinsam die Salzburger Landesausstellung 2016 darstellten. Der Teil „Erzähl mir Salzburg!“ ist über das Ende der Landesausstellung hinaus noch im ersten Obergeschoß des Salzburg Museum zu sehen. In zwölf Räumen bietet die Schau Einblicke in Salzburgs Kunst- und Kulturgeschichte der Jahre 1816 bis 2016.

Für den Deutschkurs wurde der sehr offene Lernort Museum didaktisch vorstrukturiert, um den Lernenden zu ermöglichen, sich möglichst frei mit den Exponaten auseinanderzusetzen, die Lernenden gleichzeitig aber nicht zu überfordern¹⁴. Dazu wurden, ausgehend von den Ausstellungsstücken und den Ausstellungstexten in Leichter Sprache¹⁵, die in jedem Raum gleichwertig neben den herkömmlichen Saaltexten angebracht sind, Kursmaterialien entwickelt. Diese Materialien zielen sowohl auf sprachliches als auch auf kulturelles Lernen bzw. deren Verbindung ab. Beides – sprachliches wie kulturelles Lernen – betrachten wir als gleichermaßen wichtig für gesellschaftliche Partizipation. Übergeordnete Lernziele war daher zum einen die Förderung der Textkompetenz der Lernenden. In diesem Zusammenhang sollte auch die Autonomie der Lernenden über die Vermittlung entsprechender Lese- und Lernendenstrategien gefördert werden. Zum anderen bildeten – in Verbindung mit dem Ausbau der Sprachkompetenzen – die Auseinandersetzung und

Reflexion/Diskussion über die historischen und kulturellen Inhalte der Ausstellung wichtige Ziele des Kurses. Die fachlichen Inhalte waren durch das Thema der Ausstellung vorgegeben, wodurch der Lehr-/Lernprozess inhaltlich zum Teil bereits vorstrukturiert war. Für den Kurs übernommen wurden die Ausstellungsthemen über Sagen aus und über Salzburg, Salzburg zur Römerzeit, der Entstehungskontext des Liedes „Stille Nacht! Heilige Nacht!“, Salzburger Musikgeschichte, Salzburg und der Nationalsozialismus sowie die verschiedenen Projekte für den Bau eines Festspielhauses.

2.1. VERMITTLUNG VON TEXTKOMPETENZ UND LERNENDEN- STRATEGIEN



Die Textkompetenz, d. h. die Fähigkeit Texte zu verstehen, „mit den eigenen Kenntnissen in Beziehung zu setzen und die dabei gewonnenen Informationen und Erkenntnisse für das weitere Denken, Sprechen und Handeln zu nutzen“ und selbst Texte für bestimmte AdressatInnen situationsadäquat zu produzieren, gilt als wichtige Voraussetzung für Bildungserfolg bzw., allgemeiner betrachtet, für gesellschaftliche Teilhabe. „Textkompetenz“ bezieht sich dabei vor allem auf die Rezeption/Produktion schriftsprachlich konzipierter („konzeptionell schriftlicher“¹⁶) Texte¹⁷. Lernende, deren Umgangssprache nicht Deutsch ist, verfügen oft über ausreichende alltagssprachliche Kompetenzen, nicht aber über die entsprechenden bildungssprachlichen Kompetenzen, die ihnen die Partizipation an zentralen gesellschaftlichen Diskursen ermöglichen würden. Gerade die Förderung der Textkompetenz wird im Zweitsprachenunterricht aber oft vernachlässigt¹⁸.

In unserem Kurskonzept kam daher der Entwicklung und Förderung der Textkompetenz eine besondere Rolle zu. Die Lernenden sollten schrittweise und durch verschiedene Herangehensweisen an die Bewältigung bildungssprachlicher/komplexer Texte herangeführt werden. Durch die Vermittlung von Lernendenstrategien sollte außerdem die Autonomie der TeilnehmerInnen gefördert werden: Ein Repertoire an entsprechenden Strategien kann es Lernenden ermöglichen, diese flexibel – je nach Situation und Textsorte – einzusetzen und sich so Inhalte selbstständig zu erarbeiten¹⁹.

Die Konzeption der Ausstellung mit dem Nebeneinander von Texten in Leichter Sprache und den Originaltexten eignete sich besonders gut für den schrittweisen Aufbau dieser Kompetenzen. Die Texte in Leichter Sprache waren auf dem Niveau A2 konzipiert, das gleichzeitig das Anfangsniveau des Kurses darstellte. Diese Texte dienten uns als Ausgangspunkt – nicht aber als Grundlage für den gesamten Kurs: Der Einsatz von Texten in Leichter Sprache wird insbesondere im Zweitsprachenkontext häufig kritisiert; hier sieht z. B. Anatol Stefanowitsch²⁰ die Gefahr, der sprachlich vereinfachte Inhalt könne einen Sprachkompetenzerwerb verhindern, wenn der Input dauerhaft auf dem oder gar unter dem Niveau der Lernenden liege. Ziel müsse daher in allen Fällen, in denen „keine schwerwiegende und dauerhafte kognitive Beeinträchtigung“ vorliege, die Hinführung zu sprachlicher und damit auch zu inhaltlicher Komplexität sein²¹.

Die Texte in Leichter Sprache können in diesem Sinne aber auch gezielt für den schrittweisen Aufbau der Textkompetenz genutzt werden: Denn erstens ermöglichten die Texte in Leichter Sprache ein Grundverständnis für die zu vermittelnden Inhalte der Ausstellung „Erzähl mir Salzburg!“. Zweitens dienten sie

im Sinne des Scaffoldings nach Kniffka²² als „Stütze“ bei der Hinführung zu komplexeren Texten: Nach dem Prinzip des Scaffoldings werden, solange das Lernziel noch über dem Kompetenzniveau der Lernenden liegt, Hilfen zur Verfügung gestellt. Diese Hilfen können vielfältiger Art sein. Gemäß einem grundlegenden Prinzip des Scaffoldings werden diese Hilfen oder „Gerüste“ wieder abgebaut, sobald sie nicht mehr notwendig sind.

Das folgende Beispiel zeigt ein derartiges schrittweises Vorgehen: In Aufgabe A wird zunächst

eine Leitfrage zum Text in Leichter Sprache gestellt; bei Aufgabe E liegt der Fokus auf der Sicherung des Verstehens. Aufbauend auf diesen Verstehensinseln sollte durch den gezielten Vergleich der beiden Texte (angeleitet durch den Auftrag, die wiederkehrenden Informationen in den beiden Texten zu markieren) Unbekanntes erschlossen und die Rezeption des komplexeren Ausstellungstextes ermöglicht werden. Die TeilnehmerInnen sollten die in dieser Phase vermittelten Strategien zum globalen Leseverstehen mit Hilfe von WV-Fragen beim anschließenden Besuch der Ausstellung anwenden.

Sagenhaftes Salzburg - Geschichte durch Geschichten.

Erzähl mir Salzburg - Raum 1

A) Unten finden Sie die Texte zu Raum 1 der Ausstellung. Lesen Sie **zuerst Text A** und beantworten Sie folgende Fragen zu Text A:

1. Was sind Sagen? 2. Warum sind Sagen wichtig für ein Museum? 3. Welches Thema haben Sagen in Salzburg oft und warum?

Text A

Sagen erzählen, wie es in Salzburg früher war

Sagen sind wie Märchen.

Ein Teil von einer Sage ist immer wahr.

Zum Beispiel:

- der Ort
- die Personen

Viele Sagen aus Salzburg erzählen vom Bergbau.

Sie erzählen, wie wertvolle Bodenschätze aus dem Berg geholt worden sind.

Bodenschätze sind zum Beispiel Salz und Gold.

Viele Menschen haben im Bergbau gearbeitet.

Sie haben die wertvollen Bodenschätze aus dem Berg geholt.

Der Verkauf der Bodenschätze

hat Salzburg reich gemacht.

In der Ausstellung hören Sie 4 Sagen aus Salzburg.

Damit wird gezeigt,

was die Sagen mit der Salzburger Geschichte zu tun haben.

Text B

Wahrlich sagenhaft!

Salzburger Sagenwelten und ihr Verhältnis zur Geschichte

Als Einführung in die Ausstellung erzählen vier Menschen Sagen. Diese Geschichten werden in Bezug zu historischen Fakten und Objekten aus dem Salzburg Museum gebracht.

Der Rundgang von Erzähl mir Salzburg! beginnt mit Sagen über die Schätze der Alpen wie Gold, Silber, Kupfer und Salz. Die Sagen stammen aus dem Lungau, Pinzgau, Pongau und dem Tennengau. Diese Geschichten werden in Bezug zum historischen Bergbau, zum einstigen Alltag der Menschen, zum Reichtum der Fürsterzbischöfe sowie zu ausgewählten Kunstwerken des Museums gebracht. Die Vielzahl an Sagen vermittelt den hohen Stellenwert, den der Bergbau lange Zeit in Salzburg besaß.

Die Sagen erzählen von der „sagenhaften“ Auffindung, dem Abbau und dem Verschwinden der Bergschätze. Viele Sagen wurden nicht nur mit Orten, sondern auch mit historischen Persönlichkeiten verbunden und mit Zeitangaben versehen. Insgesamt erlaubt der erste Ausstellungsbereich eine Unterscheidung zwischen historischen Fakten und ihrer fantasievollen Widerspiegelung in einer ortsbezogenen Sagenwelt.

B) Lesen Sie jetzt Text B. Wo finden Sie die Informationen aus Text A in Text B? Markieren Sie die Passagen mit den gleichen Informationen.

C) Gehen Sie in die Ausstellung und hören Sie sich mindestens eine Sage an: Was können Sie verstehen? Konzentrieren Sie sich auf die WV-Fragen.

Abb. 2: Arbeit mit den Ausstellungstexten in Leichter und in komplexer Sprache (Weger/Bogensperger/Strasser, 2017)

Das folgende Beispiel zeigt den Fokus auf das Training von Lernendenstrategien, die den TeilnehmerInnen zu mehr Autonomie im Umgang mit Texten verhelfen sollen. Dazu

wurden drei Textversionen herangezogen: der Text in Leichter Sprache (Text A; nicht auf dem Ausschnitt in Abb. 2), die komplexere Version des Raumtextes (Text B) sowie die

englische Version des Textes. Neben Strategien zur Sicherung des Textverständnisses (Markieren von Zahlen, Aktivieren von Vorwissen, Austausch mit KollegInnen) sollte hier insbesondere der Sprachvergleich angeregt werden: zum einen der Vergleich des Textes in

Leichter Sprache mit der komplexeren Variante, zum anderen der Vergleich mit dem Text in englischer Sprache, um so Verstehenslücken schließen zu können. Die abschließende Aufgabe B dient der Sicherung des Verständnisses des Textes in der komplexeren Variante.

E) Lesen Sie bitte Text B und notieren Sie für Sie relevante Jahreszahlen in Ihrer Zeitleiste. Vergleichen Sie Text B mit Text A und/oder Text C. Arbeiten Sie im Team oder in Gruppen, wenn Sie möchten.

Tip: Überlegen Sie vor dem Lesen: Was wissen Sie schon über den Nationalsozialismus? Dieses Wissen hilft Ihnen.

Text B

Salzburg und der Nationalsozialismus. Das schwere Erbe der Geschichte

Die nationalsozialistische Propaganda beschrieb die Kunststadt Salzburg als Pforte zum übrigen Deutschland, als Metropole der Kunst (...) im Namen Mozarts. Das Kapitel zur Kultursituation während des Nationalsozialismus konzentriert sich auf zwei biografische und räumliche Konstellationen: Die erste betrifft Bilder von Helene von Taussig und Albert Birkle im Salzburg Museum. Die zweite ergibt sich aus der Nachbarschaft des Museums...

Text C (Englische Version von Text B)

Salzburg and National Socialism. The Oppressive Legacy of History

Nazi propaganda described the artistic City of Salzburg as portal to the rest of Germany, as a capital city of art (...) in the name of Mozart. The section on the cultural situation during the Nazi period focusses on two biographical and spatial constellations: the first brings pictures by Helene von Taussig and Albert Birkle in the Salzburg Museum to the fore. The second is based on the proximity of the museum...

Abb. 3: Explizite Vermittlung von Lernendenstrategien (Weger/Bogensperger/Strasser, 2017)

2.2. KULTURELLES LERNEN



Ein wichtiges Ziel des Deutschkurses lag auf kultureller Ebene. So sollten die Lernenden durch eine Auseinandersetzung mit den diversen Facetten der Geschichte Salzburgs lokale, regionale und überregionale Diskurse besser verstehen und im Idealfall daran partizipieren können²³. Vor diesem Hintergrund wurden kulturelle Muster (vgl. Kap. 1) thematisiert, die sich aus der Ausstellungsthematik ergaben und für den regionalen Kontext wesentlich erschienen. Dies geschah durch verschiedene Aufgabenstellungen zu ausgewählten bzw. von den Lernenden selbst gewählten Ausstellungsstücken, die sie auch in Bezug zu ihrer eigenen Geschichte setzen und wodurch sie sich auch persönlich in das Kursgeschehen einbringen. Die diesbezüglichen Aufgabenstellungen sind dabei sprachlich bewusst offen formuliert, um eine Kulturalisierung zu vermeiden²⁴. Einige

Beispiele von Aufgabenstellungen, die sich in der Klassifikation Altmayers auf topologische, chronologische und axiologische Muster beziehen, werden in weiterer Folge dargestellt.

Ein Beispiel für ein Arbeitsblatt, das sich auf topologische Muster bezieht, zeigt Abbildung 3. Dieses Arbeitsblatt ist als Einleitung zur Thematik „Salzburg in römischer Zeit“ gedacht, der sich auch Raum 2 der Ausstellung „Erzähl mir Salzburg!“ widmet. Durch dieses Arbeitsblatt sollten die TeilnehmerInnen einerseits Salzburg geografisch verorten können und andererseits die Beliebigkeit von Grenzziehungen im Unterricht thematisiert werden. Das wurde erreicht, indem im Unterrichtsgespräch unter anderem danach gefragt wurde, wie viele Nationalstaaten denn heute auf dem Gebiet des ehemaligen Römischen Reichs liegen.

Da einige TeilnehmerInnen aus Städten kamen, die ebenfalls römische Verwaltungshauptstädte waren und entsprechend auch auf der angeführten Karte aufscheinen, sollten

historische Gemeinsamkeiten hervorgehoben werden. Abbildung 4 zeigt ein Beispiel für ein Arbeitsblatt, das auf entsprechende Anregung der TeilnehmerInnen konzipiert wurde und auf

Fundstücke aus der Vergangenheit

Erzähl mir Salzburg - Raum 2

A) Die Römer haben lange Zeit in Salzburg gelebt. Auf der Karte unten sehen Sie den römischen Staat um 117 nach Christus (n.Chr.).

1. Wo ist Salzburg auf dieser Karte? 2. Welche Städte auf der Karte kennen Sie? 3. Wie heißen diese Städte heute?

Abb. 4: Topografische Verortung Salzburgs (Weger/Bogensperger/Strasser, 2017)²⁵

chronologische Muster abzielt. Der hier abgebildete Zeitstrahl teilt das Arbeitsblatt in eine obere und eine untere Hälfte. In der unteren Hälfte sollten die TeilnehmerInnen über das Semester hinweg immer wieder für sie interessante historische Daten aus der Salzburger Geschichte notieren. Diese Daten konnten sie mit Daten in Verbindung setzen, die für sie persönlich relevant erschienen und die sie in der oberen Blatthälfte notieren konnten. Auf diese Weise sollten sie auch persönliche Bezüge zur Salzburger Geschichte herstellen. Dieses Arbeitsblatt begleitete die TeilnehmerInnen das ganze Semester hindurch und sollte ihnen ermöglichen, eine „Ordnung in der Zeit herzustellen und ... [sich] zeitlich zu orientieren“²⁶, um sich dadurch ein grundlegendes

Wissen über chronologische kulturelle Muster zu erarbeiten. Die persönlich wichtigen historischen Daten mussten nicht in Bezug zur Herkunftsregion der TeilnehmerInnen stehen, sondern konnten sich auf beliebige historische Daten beziehen. Diese und ähnliche Aufgaben, die im Rahmen des Kurses gestellt wurden, waren bewusst offen gehalten, um es den TeilnehmerInnen im Sinne der Personalisierung und Autonomie zu ermöglichen, persönliche Bezüge herzustellen, eigene Beiträge einzubringen und Raum für möglichst offene und von den TeilnehmerInnen initiierte Gespräche zu schaffen²⁷. Weitere Versuche, kulturelles Lernen anzuregen, zeigen die Materialien zum Thema „Nationalsozialismus in Salzburg“ in Abbildung 5 und 6. Die

Orientierung in der Zeit

Erzähl mir Salzburg - Zeitliche Verortung der Ausstellungsinhalte

Unten sehen Sie seinen Zeitstrahl. Der Zeitstrahl beginnt 15. v. Chr. (vor Christus) und endet heute. Notieren Sie im Kurs immer wieder wichtige Daten aus der Ausstellung. Ergänzen Sie auch historische Daten, die für Sie wichtig sind.

Für mich persönlich wichtige historische Daten



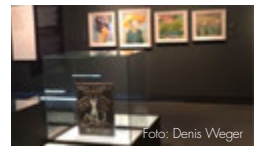
Abb. 5: Zeitleiste für relevante historische Daten (Weger/Bogensperger/Strasser, 2017)

Arbeitsaufträge in Abbildung 5 beziehen sich auf die ausgestellten Kunstwerke und sollen das große Potenzial der bildenden Kunst für den Fremdsprachenlernprozess nutzen²⁸. Schließlich ermöglicht das Befassen mit Kunst nicht nur eine visuelle Unterstützung und eine situative Einbettung des sprachlichen Wissens, sondern auch die Arbeit mit dem „den Bildern eigene[n] Erzählimpuls sowie die sich in ihnen spiegelnde[n] landeskundliche[n] und interkulturelle[n] Informationen“²⁹. Während auf sprachlicher Ebene Sprachhandlungen wie Bildbeschreibungen und Meinungsäußerung behandelt werden,

steht auf der Ebene des kulturellen Lernens die reflexive Auseinandersetzung mit axiologischen Mustern im Mittelpunkt. Axiologische Muster „dienen dazu, uns mit wertenden Vordeutungen zu versehen“³⁰, also damit, was als gut und schlecht gilt. Im konkreten Fall sollen über Auseinandersetzung mit Kunst, ihrer politischen Instrumentalisierung und besonderen Ästhetik die Fragen „Was ist schön?“ und „Wer definiert, was schön ist?“ diskutiert werden. Die Arbeitsaufträge in Abbildung 6 zeigen, wie den TeilnehmerInnen der Diskurs über ein Mahnmal für die nationalsozialistische Bücherverbrennung

C) Gehen Sie bitte in die Ausstellung: Sehen Sie sich die Bilder und Skulpturen in Raum 8 und 9 an. Was glauben Sie: Welche Bilder und Skulpturen haben den Nationalsozialisten gefallen und welche nicht? Warum? Besprechen Sie Ihre Meinung in der Gruppe.

D) Wählen Sie ein Bild, das Ihnen gefällt: Was sehen Sie auf dem Bild? Was ist besonders/speziell am Bild? Wie interpretieren Sie das Bild? Was wollte die Künstlerin oder der Künstler mit dem Bild sagen? Präsentieren Sie Ihre Gedanken in der Gruppe.



Das sehe ich im Bild

Das ist meine Interpretation

Abb. 6: Arbeitsaufträge zum Thema „Entartete Kunst“ (Weger/Bogensperger/Strasser, 2017)

auf dem Salzburger Residenzplatz – die einzige Bücherverbrennung in Österreich während der NS-Zeit – zugänglich gemacht wurde. Aufgabe F soll die eigenen Annahmen der TeilnehmerInnen darüber aktivieren, warum es bis heute lediglich eine Gedenktafel, aber kein Mahnmal gibt, um an die Bücherverbrennung

zu erinnern. Aufgabe G schließt daran mit der Bearbeitung einer kurzen Filmsequenz an, in der verschiedene dazu befragte Personen jeweils unterschiedliche Meinungen zu der Thematik äußern. In Aufgabe H befassen sich die TeilnehmerInnen mit dem Opfermythos, der für den Umgang der österreichischen Gesellschaft

mit ihrem nationalsozialistischen Erbe nach dem Zweiten Weltkrieg zentral war und ist. Diese Auseinandersetzung mit dem Opfermythos soll auch verständlich machen, warum Themen rund um den Nationalsozialismus auch heute teilweise noch sehr ambivalent diskutiert werden und dass gesellschaftliche Realitäten immer das Produkt diskursiver Aushandlungsprozesse sind³¹. Aufgabe I bietet den TeilnehmerInnen

die Möglichkeit, thematisch einen Bezug zur jeweils eigenen Geschichte herzustellen, wobei wiederum bewusst offen gehalten ist, was unter „eigener Geschichte“ zu verstehen ist. Aufgabe J macht die TeilnehmerInnen abschließend zu der Thematik auf ein Projekt aufmerksam, das in vielen europäischen Städten an die Opfer des Nationalsozialismus erinnert und fordert zur persönlichen Stellungnahme zu diesem Projekt auf.

F) Was glauben Sie: Warum wurde bis heute nur eine Gedenktafel (unten) zur Erinnerung an die Bücherverbrennung angebracht? Und warum erst 2011?



Abbildung 1 - Gedenktafel am Residenzplatz (Foto: Denis Weger)

G) Auf YouTube finden Sie einen kurzen Film zur Diskussion über ein Mahnmal für die Bücherverbrennung auf dem Residenzplatz. Welche Argumente für und gegen ein Mahnmal werden genannt? Der Link ist: <http://bit.do/drAkR>.

Tipp: Arbeiten Sie mit den Untertiteln zum Video.



<http://bit.do/drAkR>

H) Wichtig für die österreichische Geschichte im 20. Jahrhundert ist die Opferthese oder der Opfermythos. Lesen Sie den Artikel unten. Was ist der Opfermythos? Klären Sie zuerst die Schlüsselwörter. Diese sind bereits markiert.

5. Der Opfermythos

Lange wurde die nationalsozialistische Vergangenheit des Landes in der österreichischen Gesellschaft verdrängt, vergessen und tabuisiert. Schon 1945 präsentierte sich Österreich als Opfer des nationalsozialistischen Deutschlands. Gestützt wurde diese Interpretation des „Anschlusses“ durch die am 1. November 1943 veröffentlichte „Moskauer Deklaration“, in der die Alliierten das Ziel eines freien und unabhängigen Österreichs erklärten. Oesterreich wurde in diesem Dokument tatsächlich als „erstes Opfer“ der typischen Angriffspolitik Hitlers bezeichnet, gleichzeitig wurde jedoch festgehalten, dass Österreich „für die Teilnahme am Kriege an der Seite Hitlers-Deutschlands eine Verantwortung trägt, der es nicht ablehnen kann, und dass anlässlich der endgültigen Abrechnung Bedachtnahme darauf, wie viel es selbst zu seiner Befreiung beigetragen haben wird, unermesslich sein wird.“ Die Moskauer Deklaration war eine der Grundlagen der Verhandlungen, die zum Staats-

Abbildung 2 - <http://www.mediahek.at/unterrichtsmaterialien/vergangenheitsbewaelligung-in-oesterreich/#:c9880>

I) Was ist Ihre Meinung zum Thema „Erinnerungskultur“? Und welche historischen Orte sind für Sie wichtig? Sprechen Sie zuerst im Team und danach in der Gruppe.

J) Kennen Sie das Projekt Stolpersteine (im Foto rechts)? Lesen Sie auf www.stolpersteine-salzburg.at über das Projekt: Wo finden Sie in Salzburg Stolpersteine? Was ist Ihre Meinung zu diesem Projekt?



Abbildung 3 - Von Axel Mauruszat - Eigenes Werk, Attribution, <https://commons.wikimedia.org/w/index.php?curid=3681895>

Abb. 7: Arbeitsaufträge zum Thema „Bücherverbrennung“ (Weger/Bogensperger/Strasser, 2017)



3. SCHLUSSBEMERKUNGEN

Ziel des Deutschkurses im Salzburg Museum war es, den TeilnehmerInnen die Teilhabe an gesellschaftlichen Diskursen zu ermöglichen bzw. eine solche anzubahnen. Um dieses zu erreichen, wurden im Kurs sprachliches sowie kulturelles Lernen gleichermaßen angestoßen. Im Mittelpunkt standen auf sprachlicher Ebene die

Förderung der Lernendenautonomie durch den Ausbau von Textkompetenz und die explizite Vermittlung von Lernendenstrategien, auf kultureller Ebene die Förderung der reflexiven und der interkulturellen Kompetenz. Die entsprechenden Aufgaben zu verschiedenen Exponaten bearbeiteten die TeilnehmerInnen des Deutschkurses

individuell und/oder in Gruppen, wodurch sowohl sprachliche und soziale Kompetenzen als auch Wissen um kulturelle Muster erworben und im Dialog miteinander weiter ausgebaut werden konnten. Diese sowohl individuelle als auch gemeinsame Auseinandersetzung sollte nicht nur zu einer „cognitive awareness“, sondern auch zu einer „personal and emotional connection“ der Lernenden mit den Objekten und ihrer Umgebung führen³², schließlich ermöglichten es viele Aufgaben den TeilnehmerInnen auch, Bezüge zu aktuellen und persönlichen Lebenszusammenhängen herzustellen. Alle Aufgaben waren dabei ganz

bewusst so gestaltet, dass Fremdzuschreibungen vermieden werden und ein möglichst offener und individueller Zugang zum Thema Kultur ermöglicht wird. Das Salzburg Museum hat sich im Laufe des Kurses immer wieder als Ort mit enormem Potenzial für sprachliches und kulturelles Lernen bewiesen. Entsprechend hoffen wir, dass auch andere Museen den Mut für solche und ähnliche Projekte finden und die im Rahmen des Kurses entwickelten Arbeitsmaterialien Anregung und Unterstützung für Lehrende sind, die den spannenden Lernort Museum für sich und ihre Lernenden entdecken möchten.

Anmerkungen

- ¹ Jutta Rymarczyk: Foreign language learning with new technologies in the context of museum education. In: Jutta Rymarczyk (Hrsg.): Foreign language learning outside school. Places to see, learn and enjoy. Frankfurt am Main 2013, S. 160. – Jutta Rymarczyk: Zur Relevanz des Lehrens für Sprachenlernen im Museum. In: Frederike Klippel (Hrsg.): Teaching languages – Sprachen lehren. Münster, New York 2016, S. 264.
- ² Bianca Biener: Konstruktivistische Lernmethoden und ihre Anwendung im Museum. In: Standbein Spielbein. Museumspädagogik aktuell 70, 2004, S. 7. – Silke Traub: Das Museum als Lernort für Schulklassen. Eine Bestandsaufnahme aus der Sicht von Museen und Schulen mit praxiserprobten Beispielen erfolgreicher Zusammenarbeit. Erziehung – Unterricht – Bildung EUB, Bd. 102. Hamburg 2003, S. 87. – Jutta Rymarczyk: Museen als außerschulische Lernorte. In: Eva Burwitz-Melzer, Frank G. Königs und Claudia Riemer (Hrsg.): Lernen an allen Orten? Die Rolle der Lernorte beim Lehren und Lernen von Fremdsprachen. Tübingen 2015, S. 202 f. – Wiebke Heuer: Deutsch im Museum. In: Fremdsprache Deutsch. Zeitschrift für die Praxis des Deutschunterrichts 17, 1997, S. 14.
- ³ Gemma A. Calvert und James W. Lewis: Hemodynamic studies of audiovisual interactions. In: Gemma A. Calvert, Charles Spence und Barry E. Stein (Hrsg.): The handbook of multisensory processes. Cambridge 2004, S. 483–502.
- ⁴ B. Biener (Anm. 2), S. 6. – S. Traub (Anm. 2), S. 90. – Heike Rohmann: Historical museums as learning sites in foreign language education and cultural studies“. In: J. Rymarczyk (Hrsg.) (Anm. 1), S. 149.
- ⁵ Antje Kaysers: Bienvenue und herzlich willkommen – Sprachenlernen im Badischen Landesmuseum Karlsruhe. http://www.museumsverband-bw.de/fileadmin/user_upload/mvbw/pdfs/Tagungsvortraege/2005/Kaysers-Sprachen_im_Museum.pdf (letzter Zugriff: 17.8.2017).
- ⁶ Claus Altmayer: Die DACH-Landeskunde im Spiegel aktueller kulturwissenschaftlicher Ansätze. In: Silvia Demmig, Sara Hägi und Hannes Schweiger (Hrsg.): DACH-Landeskunde. Theorie – Geschichte – Praxis. Wien 2013, S. 20.
- ⁷ C. Altmayer (Anm. 6), S. 19
- ⁸ C. Altmayer (Anm. 6), S. 20 f
- ⁹ J. Rymarczyk (Anm. 2), S. 203.
- ¹⁰ C. Altmayer (Anm. 6), S. 27 f. – Claus Altmayer: Sprache/Kultur – Kultur/Sprache. Annäherung an einen komplexen Zusammenhang aus Sicht der Kulturstudien im Fach Deutsch als Fremd- und Zweitsprache“. In: Michael Dobstad, Christian Fandrych und Renate Riedner (Hrsg.): Linguistik und Kulturwissenschaft. Frankfurt am Main 2015, S. 17–36, S. 28.
- ¹¹ C. Altmayer (Anm. 6), S. 27.
- ¹² J. Rymarczyk (Anm. 2), S. 203 f.
- ¹³ Engelbert Thaler: Außerschulische Lernorte. In: Praxis Fremdsprachenunterricht 3, 2010, S. 5–7.
- ¹⁴ J. Rymarczyk (Anm. 2), S. 208.
- ¹⁵ Vgl. dazu auch den Beitrag von Nadja Al Masri-Gutternig "Leichte Sprache - keine leichte Sache" in diesem Band.
- ¹⁶ Peter Koch und Wulf Oesterreicher: Schriftlichkeit und Sprache. In Hartmut Günther und Otto Ludwig (Hrsg.): Schrift und Schriftlichkeit. Ein interdisziplinäres Handbuch internationaler Forschung. Berlin – New York 1994, S. 587–604.
- ¹⁷ Paul R. Portmann-Tselikas: Was ist Textkompetenz. <https://www.uzh.ch/ds/wiki/ssl-dir/Textkompetenz/uploads/Main/PortmannTextkompetenz.pdf>, S. 1 f. (letzter Zugriff 17.8.2017).
- ¹⁸ Hansjürgen Krumm: Von der Gefährlichkeit der Schlangen oder: Textkompetenz im Bildungsgang von MigrantInnen. In: Sabine Schmolzer-Eibinger und Georg Weidacher (Hrsg.): Textkompetenz. Eine Schlüsselkompetenz und ihre Vermittlung. Tübingen 2007, S. 202 f.
- ¹⁹ Claudio Nadari: Autonomie und Fremdsprachenlernen. In: Fremdsprache Deutsch. 1996, S. 5 ff. – Wolfgang Tönshoff: Lernerstrategien. In: Karl Richard Bausch, Herbert Christ und Hansjürgen Krumm (Hrsg.): Handbuch Fremdsprachenunterricht. 5. Aufl. Tübingen – Basel 2007, S. 331–335.
- ²⁰ Anatol Stefanowitsch: Einfache Sprache für eine komplexe Welt: Ein Paradoxon (nicht nur) des Fremdsprachenunterrichts. In ÖDaF-Mitteilungen 31.2, 2015.
- ²¹ A. Stefanowitsch (Anm. 20), S. 40.

- ²² Gabriele Kniffka: Scaffolding – Möglichkeiten, im Fachunterricht sprachliche Kompetenzen zu vermitteln. In Magdalena Michalak und Michaela Kuchenreuther (Hrsg.): Grundlagen der Sprachdidaktik Deutsch als Zweitsprache. Baltmannsweiler 2012, S. 208–225.
- ²³ C. Altmayer: Sprache/Kultur (Anm. 10), S. 31f.
- ²⁴ Alisha M.B. Heinemann: Risiken und reflexive Anforderungen des sogenannten „kulturellen Lernens“ im Deutsch als Fremd- und Zweitsprachenunterricht. In: ÖDaF Mitteilungen 31.2, 2015, S. 75–83.
- ²⁵ Karte ist erstellt von Fj-de – Vorlage Demis <http://www.demis.nl/wms/macclip.htm>. Online unter <https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Roemischeprovinzentrajan.png>; Public Domain; Zugriff: 6.3.2017.
- ²⁶ C. Altmayer (Anm. 6), S. 27.
- ²⁷ Doris Reiningger: Mündliches Erzählen im Deutschunterricht. In: Fremdsprache Deutsch. Zeitschrift für die Praxis des Deutschunterrichts 47, 2014, S. 35–40.
- ²⁸ Fremdsprache Deutsch hat bereits 1997 ein Heft diesem Thema gewidmet: Fremdsprache Deutsch. Zeitschrift für die Praxis des Deutschunterrichts 17.2, 1997: Kunst und Musik im Deutschunterricht. – 2007 erschien der KUS-Band von Walther Thalhammer: Österreich Malerisch. Materialband zur österreichischen Landeskunde für den Unterricht in Deutsch als Fremdsprache. Wien 2007.
- ²⁹ Ronald Grätz: Kunst und Musik im Deutschunterricht. In: Fremdsprache Deutsch (Anm. 26), S. 4.
- ³⁰ C. Altmayer (Anm. 6), S. 27.
- ³¹ C. Altmayer (Anm. 6), S. 18.
- ³² H. Rohmann (Anm. 4), S. 147.

Literatur

- Claus Altmayer: Die DACH-Landeskunde im Spiegel aktueller kulturwissenschaftlicher Ansätze. In: Silvia Demmig, Sara Hägi und Hannes Schweiger (Hrsg.): DACH-Landeskunde. Theorie – Geschichte – Praxis. Wien 2013, S. 15–31.
- Claus Altmayer: Sprache/Kultur – Kultur/Sprache. Annäherung an einen komplexen Zusammenhang aus Sicht der Kulturstudien im Fach Deutsch als Fremd- und Zweitsprache“. In: Michael Dobstad, Christian Fandrych und Renate Riedner (Hrsg.): Linguistik und Kulturwissenschaft. Frankfurt am Main 2015, S. 17–36.
- Bianca Biener: Konstruktivistische Lernmethoden und ihre Anwendung im Museum. In: Standbein Spielbein. Museumspädagogik aktuell 70, 2004, S. 7–9.
- Gemma A. Calvert und James W. Lewis: Hemodynamic studies of audiovisual interactions. In: Gemma A. Calvert, Charles Spence und Barry E. Stein (Hrsg.): The handbook of multisensory processes. Cambridge 2004, S. 483–502.
- Ronald Grätz: Kunst und Musik im Deutschunterricht. In: Fremdsprache Deutsch. Zeitschrift für die Praxis des Deutschunterrichts 17, 2007, S. 4–8.
- Alisha M. B. Heinemann: Risiken und reflexive Anforderungen des sogenannten „kulturellen Lernens“ im Deutsch als Fremd- und Zweitsprachenunterricht. In: ÖDaF Mitteilungen 31.2, 2015, S. 75–83.
- Wiebke Heuer: Deutsch im Museum. In: Fremdsprache Deutsch. Zeitschrift für die Praxis des Deutschunterrichts 17, 1997, S. 14–16.
- Anja Kaysers: Bienvenue und herzlich willkommen – Sprachenlernen im Badischen Landesmuseum Karlsruhe. http://www.museumsverband-bw.de/fileadmin/user_upload/mvbw/pdfs/Tagungsvortraege/2005/Kaysers-Sprachen_im_Museum.pdf (letzter Zugriff: 17.8.2017).
- Gabriele Kniffka: Scaffolding – Möglichkeiten, im Fachunterricht sprachliche Kompetenzen zu vermitteln. In Magdalena Michalak und Michaela Kuchenreuther (Hrsg.): Grundlagen der Sprachdidaktik Deutsch als Zweitsprache. Baltmannsweiler 2012, S. 208–225.
- Peter Koch und Wulf Oesterreicher: Schriftlichkeit und Sprache. In Hartmut Günther und Otto Ludwig (Hrsg.): Schrift und Schriftlichkeit. Ein interdisziplinäres Handbuch internationaler Forschung. Berlin – New York 1994, S. 587–604.
- Hansjürgen Krumm: Von der Gefährlichkeit der Schlangen oder: Textkompetenz im Bildungsgang von MigrantInnen. In: Sabine Schmöler-Eibinger und Georg Weidacher (Hrsg.): Textkompetenz. Eine Schlüsselkompetenz und ihre Vermittlung. Tübingen 2007, S. 199–206.
- Claudio Nodari: Autonomie und Fremdsprachenlernen. In: Fremdsprache Deutsch. 1996, S. 4–10.
- Gunter Otto: Schule und Museum. Unterschiede und Gemeinsamkeiten an zwei Lernorten. In: Kunst und Unterricht 218, 1997, S. 12–15.
- Paul R. Portmann-Tselikas: Was ist Textkompetenz. <https://www.uzh.ch/ds/wiki/ssl-dir/Textkompetenz/uploads/Main/PortmannTextkompetenz.pdf> (letzter Zugriff: 17.8.2017).
- Heike Rohmann: Historical museums as learning sites in foreign language education and cultural studies. In: Jutta Rymarczyk (Hrsg.): Foreign language learning outside school. Places to see, learn and enjoy. Frankfurt am Main 2013, S. 147–158.
- Jutta Rymarczyk: Foreign language learning with new technologies in the context of museum education. In: Jutta Rymarczyk (Hrsg.): Foreign language learning outside school. Places to see, learn and enjoy. Frankfurt am Main 2013, S. 159–169.
- Jutta Rymarczyk: Museen als außerschulische Lernorte. In: Eva Burwitz-Melzer, Frank G. Königs und Claudia Riemer (Hrsg.): Lernen an allen Orten? Die Rolle der Lernorte beim Lehren und Lernen von Fremdsprachen. Tübingen 2015, S. 201–210.
- Jutta Rymarczyk: Zur Relevanz des Lehrens für Sprachenlernen im Museum. In: Frederike Klippel (Hrsg.): Teaching languages – Sprachen lehren. Münster – New York 2016, S. 263–278.
- Doris Reiningger: Mündliches Erzählen im Deutschunterricht. In: Fremdsprache Deutsch. Zeitschrift für die Praxis des Deutschunterrichts 47, 2014, S. 35–40.
- Anatol Stefanowitsch: Einfache Sprache für eine komplexe Welt: Ein Paradoxon (nicht nur) des Fremdsprachenunterrichts. In ÖDaF-Mitteilungen 31.2, 2015, S. 32–44.
- Engelbert Thaler: Außerschulische Lernorte. In: Praxis Fremdsprachenunterricht 3, 2010, S. 11–14.
- Wolfgang Tönshoff: Lernerstrategien. In: KarlRichard Bausch, Herbert Christ und Hansjürgen Krumm (Hrsg.): Handbuch Fremdsprachenunterricht. 5. Aufl. Tübingen – Basel 2007, S. 331–335.
- Silke Traub: Das Museum als Lernort für Schulklassen. Eine Bestandsaufnahme aus der Sicht von Museen und Schulen mit praxiserprobten Beispielen erfolgreicher Zusammenarbeit. Erziehung – Unterricht – Bildung EUB, Bd. 102. Hamburg 2003.
- Denis Weger, Theresa Bogensperger und Margareta Strasser: Erzähl mir Salzburg – Deutsch im Museum. www.uni-salzburg.at/dim (letzter Zugriff: 17.8.2017).



EIN AUSSTELLUNGS- RUNDGANG MIT STIMMEN AUS DEM SPRACHKURS

Maria Gruber, Manuel Magenau

Die TeilnehmerInnen des Sprachkurses „Erzähl mir Salzburg – Deutsch im Museum“ sind zwischen 21 und 53 Jahre alt, sie kommen aus 9 verschiedenen Ländern und sprechen 15 Sprachen.

DIE GRUPPE

„Das Spannende ist die Diversität im Kurs. Wir sind alle unterschiedlich, aber im Kurs sind wir alle gleich. Wir sprechen die gleiche Sprache, natürlich Deutsch“.

Ticiano Riveiro, Sprachkursteilnehmerin

ERZÄHL MIR SALZBURG!

„Was habe ich gelernt?
Zuallererst: Geschichte!“

Omar Alarkee, Sprachkursteilnehmer

„Das Museum ist ein guter Ort für den Kurs.
Geschichte ist immer besonders“.

Ogi Georgiev, Sprachkursteilnehmer



„Also ich glaube, dass die Atmosphäre schon sehr viel ausmacht,
wenn man da reingeht: Es sind einfach Originalobjekte“.

Nadja Al Masri-Gutternig, Kulturvermittlerin



Abb. 1 und 2: Eingangsbereich und Sagenraum in der Ausstellung „Erzähl mir Salzburg!“

„Im Unterschied zu einem gewöhnlichen Sprachkurs profitiert Deutsch im Museum von den kreativen Aufgabenstellungen, etwa bei der freien Textproduktion. Hier können die TeilnehmerInnen sich auf die Inhalte beziehen und sich von den Objekten der Ausstellung inspirieren lassen ...“.

Florian Bauer, Sprachkursleiter

„Ich weiß nicht, wann ich gewebt wurde, aber ich erinnere mich daran, dass mein Schöpfer ein junger Mann war. Zum Glück bin ich nicht zerstört worden wie meine Kollegen. Die armen Kollegen werden ständig mit den Füßen getreten und sind sehr schnell kaputt geworden. Sie werden ‚Bodenteppich‘ genannt“.

Sinar Avu, Sprachkursteilnehmer in seinem Audioguide



Abb. 3: Abschlussführung des Sprachkurses in der Ausstellung „Erzähl mir Salzburg!“

„Ich war zuständig für das Kochen für 57 Mitarbeiter. Mein Schiff war in der Mitte des Salzzschiffzuges. Jeden Morgen habe ich eine große Fischsuppe gekocht und jeden Nachmittag habe ich im Fluss gefischt. Am Abend war das Menü Brot mit Butter und Obst. Die Strecke von Hallein nach Passau dauerte 8 Tage – Jeden achten Tag hatte ich einen arbeitsfreien Tag“.

Ticiana Riveiro, Sprachkursteilnehmerin in ihrem Audioguide



Abb. 4: Salzzugschiff, Salzburg Museum, Inv.-Nr. 8-38



Abb. 5: Blick auf das Modell einer Zille im Ausstellungsraum

„Ich bin ein Arbeiter auf einer Zille, damit wird das Salz auf der Salzach transportiert. Meine Zille ist nicht die Einzige, es sind viele Zillen mit einem Seil verbunden. Meine Aufgabe ist es, die Zille über den Fluss zu steuern“.

Loae Dabbas, Sprachkursteilnehmer in seinem Audioguide

„Ich habe in der Tiefe, wo Dunkelheit und Nachtschwärze herrschen, unter Tage gearbeitet. Ohne mich erkennt man die Hand vor den Augen nicht. Erst seit etwa 70 Jahren erhellt elektrische Beleuchtung die Kupfer-, Salz- und Eisenbergwerke Salzburgs“.

Mudher Jamalaldeen, Sprachkursteilnehmer in seinem Audioguide



„Ich will hierbleiben. Und ich finde es wirklich super, wenn ich die Geschichte von Salzburg oder diese Straße kenne – oder etwas über Mozart und Schokolade aus Salzburg weiß“.

Sadekka Shrekka, Sprachkursteilnehmerin

„Es gibt schwierige Wandtexte und leichte Wandtexte. Die schwierigen konnten wir bis jetzt nicht lesen oder verstehen. Aber die leichten Texte können wir jetzt verstehen“.

Rasha Ahmad, Sprachkursteilnehmerin



Abb. 6: Blick in den Ausstellungsbereich „Auf den Spuren von Haydn und Mozart“



Abb. 7: Goldegger Stube in der Ausstellung "Erzähl mir Salzburg!"

„Das Besondere ist die Authentizität, die das Museum herstellt. Über Originaldokumente lässt sich Geschichte lernen und an Hand von Objekten lässt sich Geschichte wirklich begreifen“.

Florian Bauer, Sprachkursleiter

„Ich bin aus Zirbenholz getäfelt und mit reichen Intarsien ausgestattet. Meine Möbel sind karg und meine Decke ist dekoriert mit Evangelisten und Engeln. Ich bin ein richtiger Zeiteuge der gehobenen Wohnkultur am Beginn des 17. Jahrhunderts“.

Ticiano Riveiro, Sprachkursteilnehmerin in ihrem Audioguide



Abb. 8: Blick in den Raum 6 der Ausstellung: „Bilder der Veränderung“

„Es ist ein plastischer Kurs. Das funktioniert mit dieser Strategie, mit Bewegung und Schauen und Kommentieren und Akzeptieren. Und später kommt ein bisschen Streit und Dialog“.

Ogi Georgiev, Sprachkursteilnehmer

„Das Museum ist kein typischer Lernort und deshalb auch eine Herausforderung für den Unterricht. Es gibt keine Tische, keine Ablage, keine Arbeitsplätze. Nach einem gemeinsamen Start im Gottfried-Salzmann-Saal waren die TeilnehmerInnen aber jedes Mal neugierig, die Ausstellung ‚Erzähl mir Salzburg!‘ mit verschiedenen Aufgaben zu entdecken“.

Florian Bauer, Sprachkursleiter

ZWISCHENFEEDBACK

Bei einem Zwischenfeedback wurde der Kurs von allen TeilnehmerInnen als „freundlich“ bezeichnet. Mehrfach genannt wurden die Eigenschaften „kommunikativ“, „fröhlich“ und „anders“.

Der Kurs unterscheidet sich laut den TeilnehmerInnen insofern von einem gewöhnlichen Deutschkurs, als man in diesem mehr Geschichte lernt, mit der gesamten Gruppe arbeitet, Filme anschaut, miteinander diskutiert und sich Geschichten erzählt. Der Kurs ist damit „ungewohnt“ und gleichzeitig „anregend“.

„Es gab einen Teil, bei dem wir über unsere (syrische) Kultur sprechen konnten.
Auch die ÖsterreicherInnen haben Interesse unsere Kultur kennenzulernen“.

Sadekka Shrekka, Sprachkursteilnehmerin



Abb. 9: Café im Ausstellungsbereich

„Ich finde es spannend, dass eigentlich alle Parallelen ziehen,
zu ihren Ländern und zu ihrer eigenen Geschichte“.

Nadja Al Masri-Gutternig, Kulturvermittlerin

„Ich lerne nicht nur über Salzburg, sondern auch über
die Länder meiner KollegInnen“.

Ticiano Riveiro, Sprachkursteilnehmerin

„Es ist gut, wenn man über etwas sprechen und sagen kann:
Ah ja, ich kenne die Geschichte. Ich weiß das, ich habe das im
Museum gelernt. Ja, nicht nur hier im Museum, aber im Allgemeinen hier.
Ich kenne die Altstadt und die Geschichte, auch die Krisengeschichte“.

Sadekka Shrekka, Sprachkursteilnehmerin

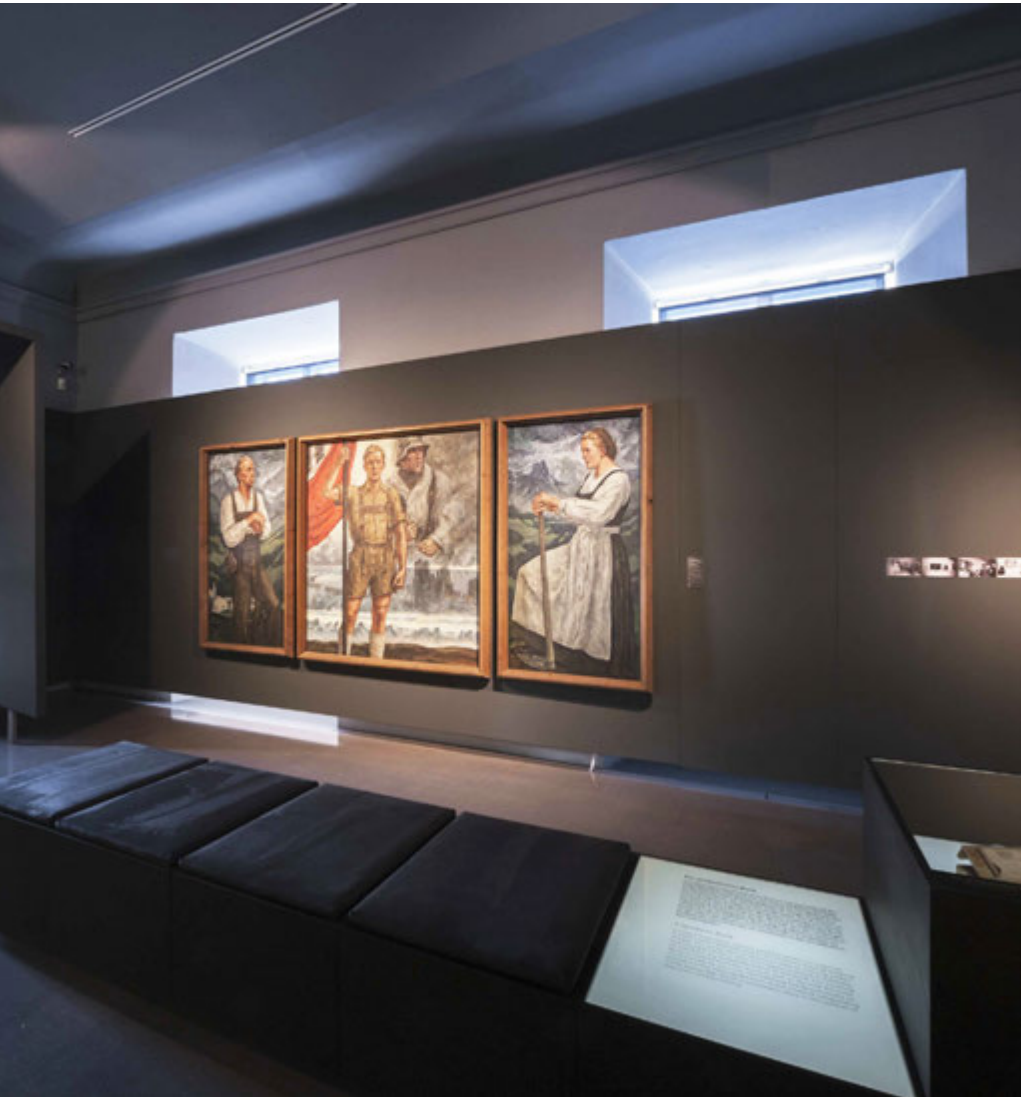


Abb. 10: Blick in die Ausstellungsbereich „Salzburg und der Nationalsozialismus“



Abb. 11: Blick in den Ausstellungsbereich „Salzburg Bibliothek“

„Ich habe zuvor gedacht ich kann nicht Lesen.
Es gibt so viele Übungen für das Lesen. Das gefällt mir“.

Sadekka Shrekka, Sprachkursteilnehmerin

„Seit langem unterrichte ich Deutsch als Fremdsprache, und die letzten Jahre ist es durch den europäischen Referenzrahmen sehr normiert geworden. Bei Deutsch im Museum ist hingegen Platz für Offenheit und Kreativität“.

Florian Bauer, Sprachkursleiter



Abb. 12: Übergabe der Teilnehmerbestätigung für die Absolventen des Deutschkurses auf der Terrasse der Neuen Residenz. Im Bild Absolvent Georgiev Ogi



Abb. 13: Übergabe der Teilnehmerbestätigung für die Absolventen des Deutschkurses. Im Bild Absolventin Sadekka Schrekka

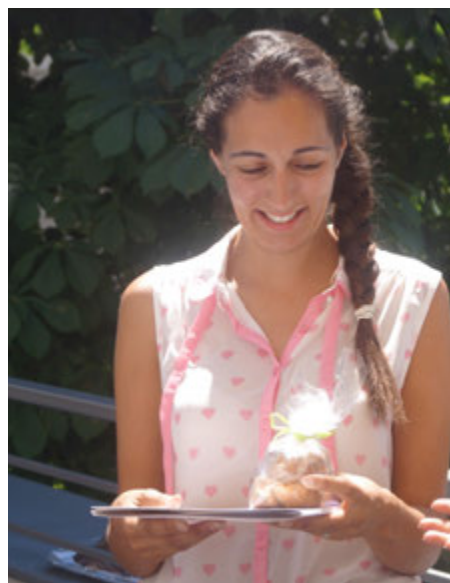


Abb. 14: Übergabe der Teilnehmerbestätigung für die Absolventen des Deutschkurses. Im Bild Absolventin Ticiana Riveiro



Abb.15: Rechercharbeiten der TeilnehmerInnen des Deutschkurses in der Ausstellung.
Im Bild: Ahmad Rasha, Sadekka Shrekka, Alakee Omar, Jamalaldeen Mudher

„Sprache kommt immer mit Kommunikation. Wenn wir einen Kurs besuchen, egal welchen Kurs, da kommt Kommunikation. Jedes Mal lernst du etwas“.

Omar Alarkee, Sprachkursteilnehmer

„Über die Auseinandersetzung mit Geschichte tritt das Sprachen Lernen in den Hintergrund. Die TeilnehmerInnen lernen quasi Deutsch, ohne es zu merken“.

Florian Bauer, Sprachkursleiter

LEICHTE SPRACHE IM KONTEXT

11 FRAGEN AN CHRISTIANE MAAB VON LUISE REITSTÄTTER

Christiane Maaß ist Professorin und Geschäftsführende Direktorin des Instituts für Übersetzungswissenschaft und Fachkommunikation, Gründungsdirektorin und Leiterin der Forschungsstelle Leichte Sprache, Universität Hildesheim

1) Sie sind eine der ExpertInnen zum Thema Leichte Sprache und haben mit Ihren Duden-Bänden, gemeinsam mit Ursula Bredel, Referenzwerke vorgelegt. Wie sind Sie persönlich zu Leichter Sprache gekommen?

Optimierte Kommunikation und vereinfachte Sprachstufen spielen in der Forschung und Lehre an unserem Institut für Übersetzungswissenschaft und Fachkommunikation eine große Rolle, sodass von dort aus der Weg zum Thema Leichte Sprache nicht weit war, denn dabei handelt es sich ebenfalls um eine Form der optimierten Kommunikation. Im engeren Sinne beschäftigen wir uns seit 2011 mit Leichter Sprache, als dieses Thema in die Lehre unseres Masterstudienganges „Medientext und Medienübersetzung“ aufgenommen wurde. Innerhalb dieses Studienganges gibt es verschiedene Wahlpflichtmodule, die die Studierenden belegen können. Eines dieser Wahlpflichtmodule ist „Orientierung von Menschen mit Sinnesbehinderung“. Inhaltlich stand dabei zunächst die Audiodeskription für blinde Menschen im Vordergrund. Im Fokus standen dann aber auch Online-Texte und damit einhergehend auch die Leichte Sprache, die eben auch eine Form von optimierter Kommunikation ist. Hinsichtlich Leichter Sprache hat sich in Deutschland zügig eine Textpraxis entwickelt, die insbesondere vom Netzwerk Leichte Spra-

che getragen wurde. Schnell fiel jedoch auf, dass die Praxisregeln zwar eine gute Intuition hatten, bei fachlicheren Texten aber einfach nicht differenziert genug waren. Für Flyer und Alltagstexte haben diese Regeln also gereicht, aber nicht für Fachtexte, da die ÜbersetzerInnen für diese Texte mehr Struktur und klarere Hinweise brauchen. Dies stellte sich somit als ein unerforschtes Feld heraus, und das weckte mein Interesse, es weiter zu entwickeln.

2) Sie haben mit dem Duden Leichte Sprache ein sprachwissenschaftlich fundiertes Regelwerk vorgelegt. Wie kann man sich die Arbeit vorstellen, die zu diesem geführt hat?

Ich habe dieses Werk zusammen mit meiner Hildesheimer Kollegin Ursula Bredel geschrieben. Sie ist germanistische Sprachwissenschaftlerin und Lesedidaktikerin, meine Felder sind die Angewandte Sprachwissenschaft und die Übersetzungswissenschaft. Es gab bereits eine Grundlage, auf die wir in der sprach- und übersetzungswissenschaftlichen Auseinandersetzung mit Leichter Sprache zurückgreifen konnten: Zunächst einmal situiert sich die Leichte-Sprache-Forschung in der Fachkommunikation. Hier ist die Experten-Laien-Kommunikation ein gut beforschtes Thema, das man für die Leichte Sprache heranziehen kann. Eine der

Kernfragen, die man sich in diesem Bereich stellt, lautet: „Warum sind Fachtexte so schwer zu verstehen?“. Hier kommt auch die Verständlichkeitsforschung ins Spiel, die ebenfalls über eine große Forschungstradition verfügt, aber traditionell eher durchschnittliche BürgerInnen oder Lernende im Blick hat und eher nicht Personen mit Kommunikationseinschränkungen. Ein weiterer Forschungsbereich, auf den wir zugegriffen haben, sind Studien zu Reduktionsvarietäten wie „Plain English“. Hier sind wir schon sehr nah am Gegenstandsbereich der Leichten Sprache. Außerdem gibt es umfangreiche Studien zum Sprachverständnis der unterschiedlichen Zielgruppen: Welcher Art sind die Leseschwierigkeiten von Hörgeschädigten? Wie erfolgt der Sprachabbau bei Demenzen? Welcher Art sind die Einschränkungen von Aphasikern? Wie kann man funktionalen Analphabeten das Lesen erleichtern? Zu diesen Bereichen gibt es jeweils bereits Forschungsergebnisse. Somit können wir unsere Überlegungen auf vorhandene Fachliteratur stützen.

3) Wie findet in diesem Rahmen eine Theorie-Praxis-Kommunikation statt?

Die Forschungsstelle Leichte Sprache hat vielfältige Aufgaben. Einerseits widmen wir uns der Forschung: Es entstehen dort Dissertationen, es werden Tagungen und Workshops vorbereitet und durchgeführt etc. Darüber hinaus betreiben wir aber auch ein richtiges Übersetzungsbüro. Das heißt, dass die MitarbeiterInnen Texte verschiedenster Textsorten übersetzen, mit deren Übersetzung wir beauftragt werden. Wir entwickeln dann am konkreten Beispiel und mit wissenschaftlicher Begleitung Musterlösungen, aber es entstehen eben auch Texte, die dann publiziert oder anderweitig weiterverwendet werden. Besonders spannend sind für uns solche Texte, deren Konventionen mit den Regeln

der Leichten Sprache in irgendeiner Form kollidieren. Textsorten aus unterschiedlichen Fachgebieten schöpfen die Sprache in ihrer ganzen Vielfalt und Breite aus, die Leichte Sprache aber ist so angelegt, dass die Texte gleichgemacht werden. Sie folgen alle denselben zentralen Regeln und sind sich in gewisser Weise alle ähnlich. Das aber kollidiert oft mit der ursprünglichen Funktion der Textsorten, die ja ihren Sinn hat. Fachtexte sind ja nicht deshalb in so schwer verständlicher Sprache geschrieben, weil man die Leute ärgern will, sondern weil sie komplexe und vielleicht abstrakte Inhalte zum Gegenstand haben und die Sprache sich an diese Inhalte anpasst. Das geht in Leichter Sprache nicht: Der Gegenstand mag komplex bleiben, die Sprache bleibt es nicht. Dennoch müssen die Texte in Leichter Sprache in der Ziel-situation funktionieren.

4) Wie kommt man von einer solchen sprachlichen Vereinfachung wieder zu einer textlichen Funktionalität?

Wir stellen uns eher die Frage, wie man Vereinfachung und Funktionalität in Einklang bringen kann. Nehmen wir als Beispiel einmal die Texte aus Ihrem Museum. Solche Texte besitzen üblicherweise eine bestimmte sprachliche Qualität, die im gehobenen Standard angesiedelt ist. Bei der Leichten Sprache stehen diese sprachlichen Mittel allerdings nicht mehr zur Verfügung. Die Texte rutschen dann in den Augen der LeserInnen im Register automatisch um einige Stufen ab, was auch Befindlichkeiten auslöst – möglicherweise keine positiven. Außerdem müssen die Leichte-Sprache-Texte normalerweise eine Informationsauswahl treffen: Wenn ich über dieselben Inhalte in ihrer ganzen Differenziertheit und Breite berichten möchte wie im Ausgangstext, aber jeden Satz auf eine neue Zeile setze, größere Schrift benutze und jedes nicht dem

Alltag zugehörige Wort erläutere, dann werden die Texte zwangsläufig länger als die Ausgangstexte. Für Personen mit Leseeinschränkungen ergibt sich eine neue Hürde: Die Texte sind dann vielleicht sprachlich leicht, aber zu lang und damit jenseits dessen, was diese Personen lesend erfassen können. Hinzu kommt, dass die Länge der Texte eine mediale Grenze hat: Im Museum vielleicht eine laminierte A4-Seite oder eine Schautafel bestimmter Größe. Dies gibt dann vor, welches Ausmaß an Informationen überhaupt unterzubringen ist, und das hat unmittelbare Auswirkungen auf die Arbeit der ÜbersetzerInnen.

Wir stellen deshalb stets eine Situationsanalyse an: „Wer ist die Adressatengruppe? Wie sieht die Zielsituation aus? Was ist die Funktion von diesem Text in der Zielsituation? Welche Schlussfolgerungen ergeben sich daraus für die Gestaltung der Texte?“. Diese Durchführung ist zunächst etwas arbeitsaufwändiger und man entfernt sich von dem Motto: Ärmel hoch und einfach machen. So einfach ist es dann leider doch nicht. Aber nur so kommen am Ende auch funktionierende Texte heraus.

5) Wie bestimmt sich die Qualität von einem Leichte-Sprache-Text und welche Kriterien haben Sie hier?

Die Qualität bemisst sich danach, ob der Text den formalen Regeln der Leichten Sprache entspricht und ob er für die Zielsituation und das anvisierte Publikum angemessen ist. Die formalen Regeln weichen dabei zwischen den verschiedenen Regelwerken nicht deutlich ab. Hier ist zu konstatieren, dass die Texte, die wir überprüfen, sehr unterschiedlich durchgearbeitet sind. Viele ÜbersetzerInnen sind davon überzeugt, dass sie nach den Leichte-Sprache-Regeln übersetzt haben, haben aber de facto Sätze mit drei

Nebensätzen in ihrem Text stehen. Es erfordert von den ÜbersetzerInnen viel Expertenwissen, damit sie wirklich alles umsetzen können. Mit automatischen Methoden kann man die rein sprachliche Qualität testen: Länge der Sätze, wie viele Abstrakta bei den Nomen, wie hoch die Informationsdichte? Flankiert werden sollte eine solche Analyse aber stets mit einer Evaluation der Zielsituation, sonst testet man nur, ob die Wörter und Sätze leicht sind und nicht, ob der Text in der Zielsituation auch funktioniert.

Im Bereich der Leichte-Sprache-Übersetzung gibt es häufig auch Zielgruppentests als Maßnahme Qualitätssicherung. Das heißt, VertreterInnen der Zielgruppe, also eine Gruppe von Personen mit Kommunikationseinschränkungen, schaut sich den Text an und überprüft, ob sie mit dem Text so arbeiten kann bzw. ob er so funktioniert und regelkonform ist wie gewünscht. Sie können sich vorstellen, dass die Ergebnisse hier in starkem Maße davon abhängen, wer die ZielgruppenvertreterInnen sind und wie diese Tests durchgeführt werden. Feedbackrunden mit Vertretern und Vertreterinnen der Zielgruppe sind aber trotzdem oft sehr erhellend und fördern Erkenntnisse zutage, an die man vielleicht erst einmal nicht gedacht hat.

6) Kann man noch von Übersetzungen sprechen, wenn Ausgangstext und Zieltext in Leichter Sprache keine große Ähnlichkeit mehr haben?

Ob Sie für das Erstellen von Leichte-Sprache-Texten von Übersetzen sprechen wollen, hängt vom Übersetzungsbegriff ab, den Sie zugrunde legen, und davon gibt es in der Übersetzungswissenschaftlichen Literatur verschiedene. Ein enger Übersetzungsbegriff unterscheidet Aktivitäten wie übersetzen, transliterieren, reformulieren. Übersetzen in Leichte Sprache wäre

in dieser Optik kein Übersetzen mehr, sondern vielleicht reformulieren. Es gibt allerdings auch Übersetzungsbegriffe, die Übersetzung nicht über das Verhältnis zum Ausgangstext, sondern funktional mit Blick auf die Zielsituation und die Zieltextleserschaft definieren. Übersetzen ist dann ein Anpassen an Bedürfnisse einer bestimmten Gruppe, für die der Ausgangstext eine bestimmte Form von Barriere darstellt. Das kann eine Sprachbarriere sein, wenn beispielsweise aus dem Französischen ins Deutsche übersetzt wird, weil die Zielleseerschaft, die man meint, kein Französisch kann. Das kann dann aber eben auch eine Fach- oder Fachsprachenbarriere sein, wenn der Text also zu schwer konzipiert ist und deshalb von der Leserschaft nicht verstanden werden kann. In dieser Optik ist Leichte-Sprache-Übersetzen sehr wohl übersetzen. In diesen Ansätzen ist der Ausgangstext nur eine Ressource, aus der man schöpft, um für die Zielsituation einen angemessenen Text zu gestalten. Wir an der Forschungsstelle Leichte Sprache legen einen weiten Übersetzungsbegriff zugrunde und sprechen vom Übersetzen in Leichte Sprache.

7) Wie viel Kontextinformation brauchen Sie für eine Übersetzung, damit der Text funktionieren kann?

Der Ausgangstext ist in einem solchen Begriff nicht mehr das Maß aller Dinge, sondern nur noch eine Ressource. Weitere nötige Informationen betreffen beispielsweise die Zielsituation. Nehmen Sie als Beispiel eine Ausstellung, durch die sich die BesucherInnen mittels Audiodeskription auf einem Abspielgerät bewegen. Die Person, die die Audiodeskription nutzt, stellt in dem Moment, in dem es ihr gelingt, z.B. das Bild zu finden und zu verstehen, worauf sich der Text der Audiodeskription bezieht (etwa der obere linke Teil des Bildes),

selbst einen Text her. Dieser Text besteht aus der Audiodeskription und dem Bild, er entsteht dynamisch in der Situation – anders machen Audiodeskriptionen im Museum keinen Sinn. Das ist insgesamt eine anspruchsvolle Tätigkeit. Nun hat die Person, für die Sie die Audiodeskription in Leichter Sprache anfertigen, eingeschränkte Kommunikationsmöglichkeiten oder eine Behinderung. Sie muss also nicht nur die Bildbeschreibung verstehen, sondern hat es vielleicht auch schwerer, das Bild im Raum überhaupt zu finden. Wenn Sie nun eine Audiodeskription vorlegen, die dies nicht berücksichtigt, dann ist sie nicht funktional. Sie brauchen also möglichst viele Informationen über den Raum selbst, darüber, wer die Zielgruppen sind, welche Assistenz- und Leitsysteme es vielleicht noch gibt etc.

8) Sie sprechen auch von einer Anbindung der Leichten Sprache an den regulären Text. Würden Sie empfehlen, dass es tendenziell zwei Texte gibt und man auch zwischen den beiden wechseln kann?

Wenn es die Zielsituation erlaubt, tendenziell ja. Wir möchten eigentlich generell nicht, dass Leichte-Sprache-Texte das Original ersetzen, sondern dass sie als eine Art unterstützende Paralleltexte fungieren, so dass man sich persönlich für einen der Texte entscheiden kann. Leichte-Sprache-Texte sind also eine Art Ergänzung und kein Ersatz. Das bietet die Möglichkeit für bestimmte AdressatInnen, für die der Leichte-Sprache-Text etwas zu leicht ist, zwischen den Texten je nach Niveau zu wechseln, und eröffnet manchem so die Chance, sich den Originaltext zu erschließen. Allerdings funktioniert das natürlich nur, wenn auch beide Textvarianten vorhanden sind und strukturell auch so ähnlich, dass zwischen den beiden Texten hin- und hergewechselt werden kann.

Von besonderer Bedeutung ist dieses Verfahren im schulischen Bereich, wo SchülerInnen im selben Klassenraum mit beiden Schwierigkeitsstufen, also mit Ausgangs- und Zieltext arbeiten. Ziel ist dabei, dass sie an den Originaltext herangeführt werden, sofern ihnen das möglich ist. Das funktioniert allerdings nur dann, wenn die Texte soweit strukturparallel sind, dass es alle Abschnitte oder Aufgaben in beiden Textvarianten gibt. Das heißt, die Übersetzung muss einerseits tief in die Texte eingreifen, jedoch muss die Grundstruktur nach wie vor klar sein und Parallelen aufweisen, damit diese Brückenfunktion erhalten bleibt.

9) Da sieht man, wie viele unterschiedliche Nutzungen und Nützlichkeiten Leichte-Sprache-Texte haben können, und trotzdem gibt so viele Skeptiker. Was sind Ihrer Meinung nach, wenn es um Fachsprache wie auch im Museum geht, die größten Hürden?

Die häufigste Kritik ist, dass es zu einem Kulturverfall kommen könnte oder die Leserschaft sich dann nicht genug anstrengt und gar kein richtiges Deutsch mehr lernt. Wer sich ohnehin vor Kulturverfall fürchtet, für den sind Leichte-Sprache-Texte möglicherweise ein Indiz dafür, dass dieser nun unmittelbar droht. Häufig kommt dann der Vorschlag, der Zielgruppe statt Leichte-Sprache-Texten lieber Deutschkurse anzubieten. Dies trifft allerdings nicht den Kern: Ein Teil der Zielleseerschaft benötigt aufgrund seiner Beeinträchtigung dauerhaft Leichte Sprache. Eine geistige Behinderung verschwindet nicht mit einem Deutschkurs.

Für die Adressatenschaft von Deutsch- oder Alphabetisierungskursen gilt, dass es gerade für Personen mit geringen Lesekompetenzen wichtig ist, Lesestoff zu bekommen, der im Schwie-

rigkeitsgrad angepasst ist, um erst einmal eine Lesepraxis zu erwerben. Sie können dann eigenständig mit Texten arbeiten und sich selbst informieren. Zu bedenken ist außerdem, dass wir keine ausgangssprachlichen Texte ersetzen, sondern nur um eine Leichte-Sprache-Fassung ergänzen. Folglich ist die Leichte Sprache keinerlei Bedrohung für die Kultur und für die Bildungssprache. Wir wollen nichts komplett ersetzen, sondern wir möchten lediglich Teil des Systems sein, das versucht, Menschen das Lesen und Verstehen zu ermöglichen.

10) Wie kann die Akzeptanz von Leichter Sprache erhöht werden?

Wenn man sich die Zielsituation anschaut, stellt man fest, dass Leichte Sprache oft anmoderiert werden muss. Ein Negativbeispiel sind die Wahlinformationen zu den Landtagswahlen in Schleswig-Holstein im Frühjahr 2017, die nur in Leichter Sprache verschickt wurden. Man ging hier offenbar davon aus, dass Personen, die „richtig“ lesen können, auch wissen, wie man wählt. Das ist für sich genommen schon eine Unterstellung. De facto kamen die negativen Rückmeldungen aber von den Bürgern und Bürgerinnen, die sich für dumm verkauft gefühlt haben. Hätte man die Leute in einem Begleitbrief über die Leichte Sprache informiert, wären die Informationen sicher nicht so negativ ausgefallen. Besser wäre es noch gewesen, die Wahlinformationen nicht nur in Leichter Sprache beizulegen, sondern eben auch einen standardsprachlichen Text gleichen Inhalts. Auf diese Weise hätten die Menschen besser verstanden, was das Ziel und der Sinn dieses Projektes ist. Es sind oft die Kleinigkeiten, die das Ganze akzeptabler machen. Wichtig ist auch eine wertige Aufbereitung der Texte. Wenn sich Leichte-Sprache-Texte an Erwachsene richten, so dürfen sie keine kindliche Anmutung haben.

Je hochwertiger die Texte bezüglich ihres Layouts und ihrer ganzen Aufmachung gestaltet sind, desto akzeptabler sind sie.

11) Sie haben beim Römer- und Pelizaeus-Museum bei der Entwicklung der barrierefreien Ausstellung „Museum der Sinne“ mitgearbeitet. Was haben Sie aus diesem Arbeitsprozess gelernt?

Das „Museum der Sinne“ ist im Grunde ein spezielles Museum. Es beinhaltet keine reguläre Ausstellung, zu der Leichte Sprache einfach hinzukam, sondern es ist ein Museum, bei welchem man ein neues Konzept für alle Arten der Beeinträchtigung ausprobiert hat. Was ich dabei gelernt habe, ist, dass das Museum dann im positiven Sinne multiple Nutzungsarten hervorbrachte, die vorher gar nicht so direkt geplant waren: Es kamen nicht nur Personen mit Behinderungen, sondern auch Familien mit Kindern, weil die Exponate von der Höhe her auf Rollstuhlfahrer ausgelegt waren und auch von

Kindern besser gesehen werden konnten, weil man alles anfassen konnte, weil es interessante Tondokumente zum Anhören gab und wirklich coole Gebärdensprachevideos zum Ansehen. Wegen der Informationstafeln in Leichter Sprache müssen nun die Eltern lesender Kinder nicht mehr selbst den Transfer leisten, zum Beispiel zum Alten Ägypten, sondern die Kinder können selber auf die Inhalte zugreifen. Angedacht waren die Tafeln für die primären Zielgruppe, also Personen mit Behinderungen. Es zeigten sich dann aber eben Nutzungsarten, die erst einmal gar nicht im Fokus waren. Das ist bei Inklusionsangeboten häufig so und zeigt deren positives Potenzial: Idealerweise macht man nicht ein Nischenangebot für eine bestimmte Personengruppe, sondern die ganze Gesellschaft wird barrierefreier. Das heißt, die Personen mit Beeinträchtigungen bringen gerade durch ihre Beeinträchtigung etwas für die Allgemeinheit mit, Erleichterungen, gute Ideen, die wiederum für andere Gruppen hilfreich sein können.



Abb.1: Ausstellungsansicht „Erzähl mir Salzburg!“

SPRACHLICHES UND KULTURELLES LERNEN IM KONTEXT

11 FRAGEN AN HANNES SCHWEIGER VON LUISE REITSTÄTTER

Hannes Schweiger ist Universitätsassistent (Post-doc, Tenure Track) am Fachbereich Deutsch als Fremd- und Zweitsprache (DaF/DaZ) des Instituts für Germanistik, Universität Wien

1) Wie beurteilen Sie das zunehmende Interesse von Museen, Kultur- und Sprachvermittlung zu verschränken?

Diese Entwicklung halte ich für sehr begrüßenswert und sinnvoll, da Museen viele Möglichkeiten der Verbindung von Kultur- und Sprachvermittlung bieten. Sie bilden gesellschaftliche Diskurse in gegenwärtiger und historischer Perspektive ab und laden dazu ein, sich damit in kritischer Weise auseinanderzusetzen. Am Lernort Museum kann handlungsorientiertes, alltags- und gesellschaftsbezogenes Sprachenlernen interaktiv gestaltet werden. Aus der Perspektive einer kulturwissenschaftlich begründeten und entsprechend ausformulierten Kulturdidaktik erlauben es Museen in besonders anschaulicher Weise, sich mit den in einer Gesellschaft vorhandenen Deutungsmustern auseinanderzusetzen. Museen können als Lernorte in der Sprach- und Kulturvermittlung eine wichtige integrative Funktion erfüllen. Sie können durch ihre Angebote zum Sprachenlernen die Möglichkeiten zur gesellschaftlichen Teilhabe erweitern.

2) Was bedeutet es Ihrer Meinung nach, einen Sprachkurs im Museum anzubieten?

Einen Sprachkurs im Museum anzubieten, bedeutet selbstverständlich die entsprechenden

räumlichen Gegebenheiten zu bedenken: Lernenden fällt es mitunter schwer, sich im Museum zu konzentrieren, weil es unterschiedliche Formen der Ablenkung gibt: Exponate, BesucherInnen oder Betriebsgeräusche. Wichtig ist, bei der Erstellung der Aufgaben für die Lernenden diese Gegebenheiten zu bedenken. Gibt es Orte, an denen sich die Lernenden zurückziehen können, wenn sie individuell oder im Stillen beispielsweise an Schreibaufgaben arbeiten? Welche Orte im Museum eignen sich besonders gut für Diskussionen und Arbeiten in Kleingruppen? Wie können Präsentationen so durchgeführt werden, dass Lernende möglichst gut hören und sehen können? Die Herausforderung besteht darin, unter den vorhandenen Gegebenheiten Räume zu schaffen, in denen produktiv gearbeitet werden kann und das in der Regel medial vielfältige Angebot sowohl zur individuellen als auch zur gemeinsamen Auseinandersetzung im Sinne der Ziele des jeweiligen Kurses genutzt wird.

Wichtig ist aus meiner Sicht, dass die Lernenden in unterschiedlichen Sozialformen im Museum arbeiten. Sie sollen sich individuell mit den Inhalten und Exponaten auseinandersetzen können, aber Museen sind als Lernorte gerade auch für Gruppenarbeiten und gemeinsame Diskussionen sehr gut geeignet. Sprachenlernen im Museum soll zu Selbsttätigkeit anregen und

kann in hohem Maße zur Förderung der Lernendenautonomie beitragen. Sprachenlernen im Museum ist mobiles Lernen: Die Lernenden sind in Bewegung, und gerade deshalb muss es klar definierte Räume geben, die ihren Funktionen entsprechend gestaltet werden (als Schreib-, Denk-, Erfahrungs- oder Diskussionsräume).

3) Welche Herausforderungen liegen in der Kombination von kulturellem mit sprachlichem Lernen?

Eine der Herausforderungen besteht darin, in der Formulierung der Aufgaben sowie in der Klärung der Lernziele deutlich zu machen, wo jeweils der Schwerpunkt liegt und worauf der Blick in erster Linie gerichtet ist: auf sprachliche oder kulturelle Aspekte. Kulturelles Lernen ermöglicht handlungs- und inhaltsorientiertes Sprachenlernen. Darin besteht sein großes Potenzial, zugleich macht dies erforderlich, deutlich zu markieren und auszuhandeln, in welcher Phase des Unterrichts im Museum welche Lernziele fokussiert werden.

Wenn kulturelles Lernen im Sprachunterricht stattfindet, besteht die Gefahr der Kulturalisierung: Wahrgenommene Differenzen werden damit erklärt, dass Menschen unterschiedlichen Kulturen angehören. Diese Erklärung greift oft zu kurz, basiert häufig auf einem essentialisierenden und homogenisierenden Kulturbegriff und führt dazu, dass die soziale, politische oder historische Dimension ausgeblendet wird. Es bedarf auf Seiten der Lehrkraft einer hohen Reflexionskompetenz und der Fähigkeit, zu differenzieren, wertschätzend und anerkennend zu moderieren und Fragen zu stellen, die Diskussionsräume öffnen und erweitern.

Kulturelles Lernen ist aus meiner Sicht vor allem dann für das Sprachenlernen besonders produktiv, wenn die Lernenden zu Fragen angeregt wer-

den; wenn sie ihre eigenen Wahrnehmungs- und Deutungsmuster ebenso hinterfragen und reflektieren, wie sie das in Texten und Bildern – oder eben in Museen und Ausstellungen – Vorgefundene in Frage stellen; wenn Suchbewegungen initiiert werden, die auch zu Überraschendem, zu Ungewohntem und Ungewöhnlichem führen; wenn Lernende auf dem Weg des Fragens, Nachfragens und Suchens auf Fundstücke stoßen, die sie gerne weitergeben möchten.

4) Wie schätzen Sie die Verwendung von Leichter Sprache im Kontext von Deutsch als Zweitsprache allgemein und im Museum ein?

Sie erleichtert im Museum die Gestaltung von Sprachlernprozessen im Anfangsbereich auf A1 und A2. Ich halte sie insofern für ein sinnvolles und den Lernprozess unterstützendes Angebot. Wichtig ist aus meiner Sicht aber auch, Texte in Leichter Sprache in Abstimmung auf die konkrete Zielgruppe und ihre Lernvoraussetzungen, Hintergründe, Bedarfe und Ziele einzusetzen. Leichte Sprache wurde nicht für den Bereich des Sprachenlernens entwickelt und entspricht somit auch nicht notwendigerweise jenen Anforderungen, die sprachlicher Input im Rahmen des Sprachlernprozesses zu erfüllen hat. Der Einsatz Leichter Sprache im Kontext von Deutsch als Zweitsprache kann auch paternalisierende Effekte haben und für den Lernprozess hinderlich sein, wenn sich Lernende infantilisiert oder abgewertet fühlen.

5) Vor dem Hintergrund einer zunehmend migrantisch geprägten Gesellschaft, wie lässt sich Ihrer Meinung nach kulturreflexives Lernen im Museum umsetzen?

Kulturreflexives Lernen im Museum kann der kritischen Auseinandersetzung mit kollektiven Erinnerungskulturen und mit national, ethnisch oder kul-

turell begründeten Zugehörigkeitsordnungen in einer Gesellschaft dienen. Übergeordnetes Lernziel ist die gesellschaftliche Teilhabe durch den Ausbau der Fähigkeit zur Partizipation an Diskursen. Kulturreflexives Lernen im Museum muss so gestaltet werden, dass es zur Überprüfung der eigenen und der im Museum konkret angebotenen Deutungsmuster und gegebenenfalls zu deren Revision, Erweiterung oder Präzisierung führt. Kulturreflexives Lernen im Museum soll auch Räume für Gegenerzählungen, für marginalisierte oder ausgeblendete Perspektiven auf Gesellschaft, Kultur und Geschichte eröffnen. Es gilt, die Pluralität, Vielschichtigkeit und auch Widersprüchlichkeit der Perspektiven herauszuarbeiten und zum Gegenstand der Reflexion und Diskussion zu machen. Gerade in einer durch Migration geprägten Gesellschaft ist es entscheidend, auch die Geschichte(n) der Migration, die Erzählungen und Perspektiven von Migrantinnen und Migranten zu thematisieren, aufzugreifen und sichtbar zu machen, insbesondere dann, wenn sie im Museum selbst nicht expliziert werden.

6) Was haben Sie aus Ihrer kuratorischen Erfahrung bei der Gestaltung des Literaturmuseums gelernt?

Ich habe bei der Kuratierung der Dauerausstellung im Literaturmuseum der Österreichischen Nationalbibliothek unter anderem gelernt, wie wichtig es ist, von Beginn an den Aspekt der Vermittlung zu berücksichtigen und mitzudenken und im kuratorischen Team auch eine Expertin/einen Experten für Museumspädagogik zu haben. Die Herausforderung in der Auswahl der Objekte, ihrer Kommentierung und Kontextualisierung sowie in der Gestaltung der Ausstellung bestand darin, inhaltliche Überlegungen mit den Ansprüchen hinsichtlich der Vermittlung dieser Inhalte in Einklang zu bringen. Das ist aus meiner Sicht nur bedingt gelungen, weil die Frage nicht oft genug

bearbeitet wurde, für wen welcher Inhalt wie aufbereitet und zugänglich zu machen versucht wird. Wenn Museen als Lernorte produktiv und ansprechend sein sollen, müssen sie noch viel mehr unter museumspädagogischen Gesichtspunkten gestaltet werden als dies häufig der Fall ist.

7) Wie lässt sich im Museum ein kulturelles Lernen realisieren, das über ein rein kognitives und faktenorientiertes landeskundliches Lernen hinausgeht?

Kulturelles Lernen im Museum geht gerade dann über rein kognitives und faktenorientiertes Lernen hinaus, wenn dabei das Potenzial genutzt wird, das ein Museum als medial vielfältiger Ort bietet, und wenn es mit Formen ästhetischen und kreativen Lernens verbunden wird. Museen sind Orte voller Geschichten, und es gilt, diese Geschichten erfahrbar zu machen. Kulturelles Lernen sollte meines Erachtens daher so gestaltet werden, dass kreative und analytische Zugänge miteinander verbunden werden. So können Lernende beispielsweise dazu aufgefordert werden, sich ein Exponat auszusuchen und dazu eine Geschichte zu schreiben. Dabei kann es sich um die „Lebensgeschichte“ des Exponats ebenso handeln wie um die Erzählung eines Tages im „Leben“ dieses Objekts oder die Geschichte, wie das Exponat ins Museum gekommen ist. Die Lernenden können sich zunächst in kreativer und fantasievoller Weise mit dem Exponat auseinandersetzen. In einem zweiten Schritt können die Texte aber auch zum Gegenstand der Reflexion und Analyse werden. Warum haben sich die Lernenden für die Geschichte entschieden, die sie erzählen? Welche Informationen zum Exponat haben sie dafür herangezogen und dabei verarbeitet? Welche Fragen bleiben für sie nach der Auseinandersetzung mit diesem Exponat offen? In welchem Kontext steht das Exponat? Kulturelles als ästhetisches Lernen ist

Lernen mit mehreren Sinnen und gerade Museen bieten dafür ideale Rahmenbedingungen.

8) Welche Arten von Museen, Ausstellungen oder Ausstellungsinhalte eignen sich Ihrer Meinung nach besonders gut für die Verknüpfung von sprachlichem und kulturellem Lernen?

Das hängt in erster Linie von den Lehr-/Lernzielen und den konkreten Bedürfnissen und Interessen der Lernenden ab. Das Entscheidende ist aus meiner Sicht, welche Aufgaben gestellt werden und wie der Lernprozess gestaltet wird. Sprachliches Lernen lässt sich in Kunstmuseen ebenso gut mit kulturellem Lernen verbinden wie in historischen Museen, in Literaturausstellungen oder in ethnografischen Museen.

9) Von welchen gelungenen Praxisbeispielen sprachlichen und kulturellen Lernens könnten Museen sich inspirieren lassen?

Besonders anregend sind aus meiner Sicht die Projekte von maiz¹ und trafo², beispielsweise das Projekt „Grenzüberschreibende Wander-Werte“, das sich mit der aktuellen Werte-Diskussion kritisch auseinandersetzt, oder das Projekt „Strategien für Zwischenräume. Neue Formate des Ver_Lernens in der Migrationsgesellschaft“, das das Ziel verfolgt, „in kollaborativen Prozessen Lern- und Ausstellungsformate zu entwickeln und damit gleichzeitig antidiskriminatorische Strategien zu erarbeiten“³.

Außerdem zeigt beispielsweise der Museumsdienst Köln seit vielen Jahren, wie sprachliches und kulturelles Lernen miteinander verbunden werden können, und mit Karin Rottmann und Paul Meyermann sind dort zwei ExpertInnen für diesen Bereich tätig, die auch in der Fortbildung für Lehrkräfte aktiv sind⁴.

10) Was würden Sie an KursleiterInnen von Sprachkursen im Museum weitergeben?

Ich würde an sie beispielsweise folgende Fragen weitergeben, die ich für bedenkenswert halte, wenn ich Sprachkurse im Museum durchführe:

- Was muss ich für die Gestaltung meines Unterrichts über die Lernenden und ihre Erfahrungen mit und in Museen bzw. Ausstellungen wissen?
- Wie kann eine möglichst produktive Lernumgebung im Museum geschaffen werden, die es den Lernenden erlaubt, konzentriert und im Austausch miteinander zu arbeiten?
- Wenn ich durch die Ausstellung oder das Museum gehe, welche Exponate fallen mir zuallererst auf und warum? Und welches sprachdidaktische Potenzial enthalten sie?
- Welche Exponate erzählen Geschichten, die ich gerne weitererzählen würde?
- Was wird in diesem Museum oder in dieser Ausstellung nicht erzählt?
- Welche Exponate oder Inhalte berühren möglicherweise heikle Themen oder Tabus und wie gehe ich damit um? Wie kann ich Tabus gegebenenfalls in produktiver Weise zum Thema machen?
- Wie kann ich kognitives, affektives und soziales Lernen im Sprachkurs miteinander verbinden?
- Wie kann ich meinen Unterricht so gestalten, dass er der sprachlichen Ermächtigung dient?

- Wie müssen meine Aufgaben gestaltet werden, damit sie zu möglichst hoher Eigenständigkeit und Selbsttätigkeit in der Auseinandersetzung mit den Inhalten führen?
- Wo können die Lernenden in möglichst entspannender Umgebung Pause machen?

11) Welche Lektüre empfehlen Sie KollegInnen, die sich in die Materie einlesen möchten?

Eine der anregendsten Lektüren in diesem Zusammenhang – sowohl in theoretischer Hinsicht als auch aufgrund der vielen konkreten

Beispiele aus der Praxis – war für mich in letzter Zeit das Buch „Geflüchtete und Kulturelle Bildung“, herausgegeben von Maren Ziese und Caroline Gritschke (transcript 2016). Sehr aufschlussreiche erziehungswissenschaftliche Perspektiven auf kulturelles Lernen eröffnet der von Merle Hummrich, Nicolle Pfaff, İnci Dirim und Christine Freitag herausgegebene Sammelband „Kulturen der Bildung“ (Springer 2016).

Wenn es um die Verbindung aus sprachlichem und kulturellem Lernen im Allgemeinen geht, enthält der von Peter Haase und Michaela Höller herausgegebene Sammelband „Kulturelles Lernen im DaF/DaZ-Unterricht. Paradigmen-



wechsel in der Landeskunde“ (Göttingen 2017) interessante Impulse und Anregungen. Auch der von Michael Dobstadt, Christian Fandrych und Renate Riedner herausgegebene Band „Linguistik und Kulturwissenschaft. Zu ihrem Verhältnis aus der Perspektive des Faches Deutsch als Fremd- und Zweitsprache und anderer Disziplinen“ (Peter Lang 2015) ist sehr empfehlenswert. Eine Reihe von Praxisbeispielen für kulturelles Lernen finden sich auch in Heft 52 der Zeitschrift „Fremdsprache Deutsch“ (Erich Schmidt Verlag 2015).

Gerade für sprachliches und kulturelles Lernen im Museum sind Konzepte des kulturellen und kollektiven Gedächtnisses im Kontext des Zweit- und Fremdsprachenunterrichts besonders ergiebig und produktiv. Beispiele für deren Konkretisierung im Unterricht sind auf der Website MEMODICS zu finden, etwa der von Camilla Badstübner-Kizik und Almut Hille herausgegebene und als Download kostenlos verfügbare Band „Erinnerung im Dialog“, der Unterrichtsszenarien enthält, die von Studierenden für den DaF-Unterricht entwickelt wurden⁵.

¹ <http://www.maiz.at/> (letzter Zugriff 8.9.2017).

² <http://www.trafo-k.at/> (letzter Zugriff 8.9.2017).

³ <http://strategienfuerzwischenraeume.weebly.com/about.html> (letzter Zugriff 8.9.2017).

⁴ <https://museumsdienst.wordpress.com/> (letzter Zugriff 8.9.2017).

⁵ <https://memodics.wordpress.com/> (letzter Zugriff 8.9.2017).



Abb.1: Ausstellung „Erzähl mir Salzburg!“, Raum 11

BIOGRAFIEN

Nadja Al Masri-Gutternig

studierte Kunstgeschichte in Salzburg. Nach ersten Erfahrungen in der Kunstvermittlung setzte Sie mit dem Studium der Sonderpädagogik ihren Schwerpunkt auf inklusive Kunst- und Kulturvermittlung. Bei der Entwicklung und Schaffung von neuen Zugängen zu Kultureinrichtungen ist ihr die kommunikative Barrierefreiheit ein besonderes Anliegen. Derzeit leitet Sie den Prozess Barrierefreiheit und Inklusion im Salzburg Museum.

Florian Bauer

studierte Deutsch und Spanisch an der Universität Salzburg. Seit 2004 unterrichtet er „Deutsch als Zweitsprache“ am Sprachenzentrum der Universität Salzburg, seit 2006 an der Universität Mozarteum. Neben seiner Haupttätigkeit als Deutschlehrer ist er seit 2014 auch als Yogalehrer tätig.

Theresa Bogensperger

studiert Deutsch/Russisch Lehramt mit der Zusatzausbildung Deutsch als Fremd-/Zweitsprache in Salzburg. Im Zuge ihres Studiums arbeitet sie aktuell außerdem als Studienassistentin und Tutorin für DaF/DaZ am Sprachenzentrum der Universität Salzburg.

Christian Flandera

studierte Geschichte und Politik. Im Salzburg Museum ist er für Sonderprojekte sowie die Leitung des Bereiches Handelswaren und Shops zuständig.

Maria Gruber

studiert Soziologie und Politikwissenschaft in Salzburg. Ihr Fokus liegt auf Disability und Gender Studies, Ungleichheitsforschung, Inklusions-/Exklusionsmechanismen und gesell-

schaftlicher Teilhabe. Derzeit schreibt sie an ihrer Abschlussarbeit zum Thema „Studieren mit Beeinträchtigung(en)“.

Mario Jooss

studierte Kommunikationswissenschaft, Philosophie und Betriebswirtschaftslehre. Er ist Leiter der Tourismusforschung an der FH Salzburg.

Christiane Maaß

studierte Sprach- und Übersetzungswissenschaft, Romanistik, Anglistik und Althilologie in Leipzig, Bath/GB und Turin/Italien. Promotion 2001, Habilitation 2009. 2009-2011 vertrat sie Professuren an den Universitäten Göttingen und Hildesheim, seit 2011 ist sie Professorin an der Universität Hildesheim und sie ist Gründungsdirektorin sowie Leiterin der Forschungsstelle Leichte Sprache sowie Mitautorin des Dudens Leichte Sprache.

Manuel Magenau

studiert Soziologie in Wien. Zu seinen Forschungs- und Interessensgebieten zählen Kunst- und Kulturosoziologie sowie Urban Studies und Segregationsforschung.

Mattia Rainoldi

ist Researcher und Lecturer an der Fachhochschule Salzburg, wo er am Studiengang Innovation und Management im Tourismus forscht, lehrt, und publiziert. Seit Januar 2016 ist er Leiter des FHS eTourismus Lab.

Luise Reitstätter

studierte Publizistik- und Kommunikationswissenschaft kombiniert mit Kunstgeschichte, Philosophie, Theaterwissenschaft und Spanisch. Nach langjähriger Tätigkeit im internationalen Kultur-

betrieb arbeitet sie seit 2010 im akademischen Bereich und promovierte 2013 in Soziologie und Kulturwissenschaft. Zu ihren Forschungsschwerpunkten zählen Museologie und Ausstellungstheorie, visuelle und materielle Kultur-Analysen sowie Methoden qualitativer Sozialforschung.

Hannes Schweiger

studierte Germanistik und Anglistik (Lehramt) in Wien, Dublin und Cambridge (UK) und ist am Fachbereich Deutsch als Fremd- und Zweitsprache (DaF/DaZ) des Instituts für Germanistik sowie am Zentrum für LehrerInnenbildung der Universität Wien tätig. Davor war er wissenschaftlicher Mitarbeiter am Literaturarchiv und Literaturmuseum der Österreichischen Nationalbibliothek und Lehrer für Deutsch und Englisch am BRgORg Henriettenplatz in Wien. Seine Schwerpunkte sind Literaturvermittlung, kulturreflexives Lehren und Lernen, migrationspädagogische Perspektiven auf DaZ sowie Sprachliche Bildung in der Schule unter migrationsgesellschaftlichen Gesichtspunkten.

Margareta Strasser

hat Deutsch/Mathematik Lehramt mit der Zusatzausbildung Deutsch als Fremdsprache studiert. 2006 hat sie mit einer Dissertation zur Interkomprehensionsdidaktik promoviert. Seit 2011 leitet sie das Sprachenzentrum der Universität Salzburg, wo sie im Bereich Sprachvermittlung und Fremd-/Zweitsprachendidaktik mit den Schwerpunkten Mehrsprachigkeitsdidaktik und sprachbewusster Unterricht tätig ist.

Denis Weger

hat ein Lehramtsstudium in Deutsch/Russisch sowie ein Masterstudium in Deutsch als Fremd- und Zweitsprache (DaF/DaZ) absolviert. Er arbeitet am Zentrum für LehrerInnenbildung der Universität Wien im Arbeitsbereich Sprachlehr- und Lernforschung sowie als DaF-Lektor an der Akademie der bildenden Künste Wien. Seine Schwerpunkte liegen in den Bereichen Professionalisierungsforschung zum Lehrberuf und Sprachendidaktik.

IMPRESSUM

Leichte Sprache. Sag es einfach. Sag es laut! Praxisbeispiel Salzburg Museum

Erschienen anlässlich des vom Bundeskanzleramt Österreich geförderten Projekts:

Sag es einfach. Sag es laut. Leichte Sprache als Schlüssel zum Museum.

Salzburg Museum in Kooperation mit dem Schwerpunkt Wissenschaft & Kunst und dem Sprachenzentrum der Universität Salzburg

| | |
|--|--|
| Konzept und Redaktion: | Nadja Al Masri-Gutternig und Luise Reitstätter |
| Lektorat: | Peter Laub |
| Gestaltung und Satz: | Markenagentur mehrWERT, Klagenfurt |
| Herstellung: | mst druck:optimierer gmbh & co kg, Klagenfurt |
| Projektleitung Kulturvermittlung: | Nadja Al Masri-Gutternig, Salzburg Museum |
| Wissenschaftliche Projektleitung: | Luise Reitstätter, Universität Salzburg |
| Entwicklung Sprachkurs im Museum: | Margareta Strasser, Universität Salzburg Denis Wegner, Universität Wien Theresa Bogensperger, Universität Salzburg |
| Sprachkursleiter: | Florian Bauer, Universität Salzburg |

Bidnachweis:

Salzburg Museum, Rupert Poschacher: Abb. 1 (Al Masri-Gutternig), Abb. 1 (Reitstätter), Abb. 3 (Reitstätter), Abb. 8 (Reitstätter), Abb. 11 (Gruber, Magenu), Abb. 1 (Schweiger, Reitstätter)

Salzburg Museum: Abb. 2–3 (Al Masri-Gutternig), Abb. 3–4 (Gruber, Magenu), Abb. 12–15 (Gruber, Magenu)
capito: Abb. 4 (Al Masri-Gutternig)

Salzburg Museum, Peter Laub: Abb. 5 (Al Masri-Gutternig), Abb. 2 (Reitstätter), Abb. 4–7 (Reitstätter),
Abb. 1 (Flandera, Rainoldi, Jooss), Abb. 1 (Bogensperger, Strasser, Wegner), Abb. 1–2 (Gruber, Magenu),
Abb. 5–10 (Gruber, Magenu), Abb. 1 (Maaf, Reitstätter)

Bogensberger/Strasser/Wegner: Abb. 2–7 (Bogensperger, Strasser, Wegner)

Abbildung auf dem Umschlag: shutterstock

ISBN 978-3-900088-86-6

© 2017

Salzburg Museum

Mozartplatz 1, 5010 Salzburg

office@salzburgmuseum.at • www.salzburgmuseum.at

Für den Inhalt verantwortlich sind die AutorInnen.

Printed in Austria

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek: Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

